Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 M.	50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M.	— ₰
Für ein Vierteljahr		4 M.	— ₰
Für einen Monat		1 M.	50 ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— M.	6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M.	— ₰
Für ein halbes Jahr		9 M.	— ₰
Für ein Vierteljahr		5 M.	— ₰
Für einen Monat		2 M.	— ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— M.	10 ₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping)
16. Maximiliansplatz 16.

A. Evers.

Im römischen Palast.

Erster Band.



Im römischen Palast.

Roman

von

A. Evers.

Erster Band.

Breslau.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.
Leipzig: E. F. Steinacker. 1893. New-York: Gustav E. Stechert.

Motto: „Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichniß."
Goethe.

Erstes Capitel.

„Die Zukunft dämmert ungewiß,
Ich fahr' auf neuen Straßen . . ."
Scheffel.

Auf dem Perron des Innsbrucker Bahnhofes war ein unruhiges Auf- und Abtreiben von Fremden, während der für die Brennerbahn bestimmte Zug langsam in die Halle hineinfuhr.

Nach Verona! Ein Coupé erster Classe! rief ein junger Mann und machte es sich, sobald ihm geöffnet wurde, in einem Eckplatz am Fenster bequem. Indem er sich mit einem Ausdruck, als ob er Schmerzen unterdrücke, auf den weichen Sammetpolstern ausstreckte, fragte er den Schaffner: „Habe ich Aussicht allein zu bleiben?"

„Nicht viele. Sind Sie krank?"

„Wenigstens verwundet gewesen und gestern erst aus dem Lazareth entlassen."

Der biedere Tyroler durchlochte den Fahrschein und sah achselzuckend den Zug entlang, in welchem sich ein Wagen nach dem anderen füllte.

„Es scheint heute besonders voll zu werden und wir haben nur wenige Coupés erster Classe.“

„So muß ich mich wohl in mein Schicksal finden und die Schmerzen in meinen zusammengeflickten Gliedern unterdrücken“, sagte der Fremde zu sich selbst. „Ich bin auf Reisen immer ein Pechvogel.“

Eine Dame von vornehmer Haltung und ausgeprägt aristokratischen Zügen schritt, in demselben Augenblick, an der Seite eines hochgewachsenen Herrn vorüber. Ihnen schloß sich eine auffallend gelbblonde und sehr schüchterne junge Dame mit zwei Mädchen an, von denen das eine drei, das andere etwa zwölf Jahre alt sein mochte.

In ehrerbietiger Entfernung folgte ein kleiner Mohr in Livree, der einen prachtvollen Bernhardiner Hund an der Leine führte.

„Ah, hier ist Platz“, rief ein Herr in englischer Sprache, worauf seine Gemahlin erklärte, daß sie hier unmöglich einsteigen könne, da das Coupé schon von einer Person besetzt sei.

„Wie Du siehst, liebe Yanthe, sind keine leeren Coupés mehr zu haben!“

„Das ist aber sehr unangenehm! Wir haben doch gestern unserem Courier aufgetragen, uns gute Plätze zu bestellen. Wo ist er denn?“

„Ich habe ihn schon bis Florenz vorausgeschickt, damit er dort Alles für unsere Ankunft in Bereitschaft setzt.

„Ach, hättest Du das doch nicht gethan! Ohne ihn sind wir unterwegs allen möglichen Unannehmlichkeiten

preisgegeben. Es ist entsetzlich! Ist wirklich gar keine Hoffnung, noch ein anderes Coupé zu erhalten?"

„Nein."

„So fahre ich niemals wieder ohne Courier. Ist er doch dazu da, immer Rath zu schaffen!" Und als ob sie etwas recht Schweres über sich ergehen lassen müsse, entschloß sie sich endlich, um den wunderschönen Mund einen Zug unglücklicher Resignation, einzusteigen.

Mit besonders schwerem Herzen schien sich der Herr von seinem Hunde zu trennen, ehe er ihn einem Beamten zur Beförderung anvertraute. Zärtlich strich er ihm wieder und wieder das glänzend braune Fell und murmelte: „Barry, Barry, dear old Barry, poor old Barry!" so lange, bis er ihn aus dem Gesicht verlor. Dann befahl er dem Mohren, das junge Mädchen mit dem dreijährigen Kinde in ein Coupé zweiter Classe zu bringen. „Die kleine Sissy plaudert zu viel," sagte er, „es ist besser, Yanthe, wenn sie mit Miß Mary allein fährt."

Der junge Reisende, der die Fremden aufmerksam beobachtet hatte, gab, nicht ohne verstohlenes Bedauern, seine bequeme Lage auf und war so zuvorkommend, der schönen Frau ihre Handtasche abzunehmen. Sie dankte nur mit einer flüchtigen Kopfneigung, nach ihrem Gemahl stieg das zwölfjährige Mädchen ein, im lang aufgelösten, lose im Windzug flatternden Haar, halb Kind, halb Backfisch.

Lucky, so wurde sie von jener Dame genannt, hatte mit einem schnellen Blick den Fremden geprüft, dessen energische Züge den echten Germanen verriethen. Sein

schönes, kluges Gesicht schien ihr jedenfalls recht interessant, denn während die Tante ihr gebot, sich neben sie zu setzen, kehrte sie sich durchaus nicht daran, sondern setzte sich dem Fremden gerade gegenüber.

„Lucky, so lehne Dich wenigstens nicht so gegen die Thür: sie könnte sich öffnen."

„J don't care, aunt."

Die Tante wiederholte ihre Bitte flehender, aber Lucky zuckte wegwerfend die Achseln, lachte gleichgiltig und kümmerte sich nicht um das Verbot.

Sobald der Zug sich in Bewegung setzte, zog sie das Köpfchen vom Fenster zurück und warf es gelangweilt in die Kissen.

„Wenn wir doch nur erst zu Hause wären! Gott sei Dank, das gräuliche Deutschland mit seinem ewigen Regen lassen wir heute glücklich hinter uns zurück! Ich hasse Deutschland und alle Deutschen!"

Heimlich beobachtete sie, wie der junge Fremde bei dieser energischen Versicherung sarkastisch lächelte.

Er versteht also englisch, dachte sie und sofort prickelte es sie, sich noch einmal zu den Ihrigen zu wenden.

„Deutschland ist ein grasgrünes Land; ich begreife nicht, wie die Menschen es darin aushalten!" Und in ihren schwarzen Augen lauerte ein Gemisch von Verachtung, Muthwillen und Bosheit.

In diesem Augenblick wurde die Thür aufgerissen, der Zug hielt an, ein Schaffner blickte herein.

Lucky verfehlte nicht, sich geschickt so breit wie möglich vorzubeugen.

„Alles besetzt!“ rief sie in höchst bestimmtem Ton und suchte den Beamten durch einen drohenden Blick, der ihr drollig genug stand, abzuschrecken.

Der Versuch mißlang.

„Ei, da ist noch Platz. Meine Damen, steigen Sie ein, aber schnell, schnell! der Zug geht fort.“

Zwei tiefverschleierte Damen, alle Hände voll Schachteln und Taschen, wurden vor der offenen Thür sichtbar.

Lucky sprang von ihrem Sitz, um den Eingang zu vertheidigen. Einladend sahen die beiden Frauenzimmer allerdings nicht aus. Sie waren von unten bis oben bestaubt und aus einem verschossenen Reisesack, den die eine schleppte und der unbefangen aufsperrte, schauten die unheimlichsten Dinge.

Die ältere Frau befahl dem Kinde, ihr Platz zu machen; sie sprach italienisch.

Platz? Hier bei uns? Auf keinen Fall! und nun entspann sich zu unseres Deutschen Ergötzen ein hartnäckiger Wortkampf.

Da Alle italienisch sprachen und zwar unendlich schnell und leidenschaftlich, so verstand er das Wenigste, errieth aber aus dem ausdrucksvollen Mienenspiel, daß seine sämmtlichen Reisegefährten die unwillkommenen Gäste auf jede Weise abzuschrecken suchten.

Lucky's dunkle Augen blitzten so herausfordernd vor Entrüstung, als ob sie sagen wollten: Untersteht Euch nur — auch rührte sie sich nicht um eines Strohhalms Breite von der Stelle und ebenso entschieden erklärte die Tante, sie hätten dem Schaffner ein Trinkgeld gegeben,

um allein zu bleiben, die Damen würden gewiß noch anderswo ein Unterkommen finden.

Der Kampf drohte immer hitziger zu werden, da kam plötzlich der Bahnhofsinspector und donnerte den erschrockenen Schaffner an, warum die Damen nicht aus der Stelle kämen? Entschlossen, kurzen Prozeß machend, winkte er dem Zugführer, nicht länger zu zögern.

In ihrer Verzweiflung schlug die Aeltere der beiden Angefeindeten rasch ihren Schleier vom Gesicht zurück, Lucky blickte ihr zwar eine Secunde lang trotzig in die Augen, zog dann aber scheinbar betroffen den vorgestreckten Fuß weg und da die schöne Dame jetzt sofort, wenn auch ein wenig verstimmt, ihre Schirme und Plaids höflich zur Seite schob, so konnten die Italienerinnen sich setzen, ehe der Zug davonbrauste.

Angenehm war dem jungen Deutschen dieser Zuwachs seiner Reisegesellschaft nicht gerade, aber lebhaft beschäftigte ihn wenigstens die Frage, weß Geistes Kind diese Wesen sein möchten.

Als sie ihre Fahrscheine zeigen mußten, holten sie ein dickes Büchlein aus der schmutzigen Tasche und sein Erstaunen war nicht gering, als er aus den Blättern desselben ersah, daß sie eine weite, kostspielige Reise gemacht hatten. Die blauen halbabgerissenen Seiten lauteten auf einen großen Kreis hervorragender österreichischer Städte und die Fahrt, die sie in Italien fortsetzten, endigte mit — Rom.

Was um alles in der Welt führt nur diese beiden Gestalten nach Rom? dachte er, und es war ihm dies so

räthselhaft, daß er nicht umhin konnte, sie während der Fahrt näher in Augenschein zu nehmen. Besonders die Aeltere sah so originell aus, daß es sich wohl verlohnte, sie eingehender zu betrachten.

Sie trug ein Kleid aus abgetragenem, schwarzem Cachemir, nach uraltfränkischem Schnitt, mit weiten Hängeärmeln, aus denen bauschige weiße Puffen zum Vorschein kamen. Diese Puffen, die um das Handgelenk schlossen, waren aber nur ihrer Bestimmung nach weiß — hoffentlich waren sie es beim Beginn der Reise einst gewesen — jetzt hieß es Frevel, sie auch nur grau zu nennen. Uebrigens konnte er sein stilles Studium nur verstohlen fortsetzen, da ihn die Italienerin so unverwandt fixirte, daß er sich kaum vor ihren durchdringenden Augen retten konnte. In denselben lag etwas so Unbarmherziges, wie er es selten bei Menschen gefunden hatte. Zu seinem Befremden gewahrte er, wie sie überhaupt ihre scharfen Blicke rücksichtslos von einem zum andern wandern ließ, um alle nach der Reihe, vom Kopf bis zu den Füßen, zu mustern. Augenscheinlich reizte er jedoch ihre Neugier am meisten.

Anfangs beleidigt, versetzte ihre naive Unverschämtheit ihn zuletzt in gutmüthige Laune und er gelobte innerlich, sich ihre bizarre Erscheinung genau einzuprägen, war er doch Maler und konnte sich einen solchen Charakterkopf nicht entgehen lassen! Ihre wattirte, schwarzseidne Kappe mit dem zurückgeschlagenen Schleier ließ die breite, feste Stirn frei. Die Nase war scharf gebogen und nicht von unedler Form, um den Mund lag ein merkwürdig

strenger, herrschsüchtiger Zug. Trotz der auffallend vernachlässigten Kleidung hing im Gürtel ein Rosenkranz aus wahrhaft kostbaren Perlen, deren matter Glanz seltsam von dem unscheinbaren Gewande abstach.

Er konnte sich diese Widersprüche um so weniger reimen, als ihr veraltetes Aeußere ihn deutlich an eine gewisse, sonnverbrannte Frau seiner Heimat erinnerte, von der seine Mutter dereinst die geräucherten Häringe zu erhandeln pflegte. Am unbegreiflichsten blieb ihm, weshalb sie erster Classe fuhr, da er selbst diesen kostspieligen Platz ungern und nur auf den ausdrücklichen Wunsch des Arztes genommen.

Weißliche Nebel hingen über der Landschaft und verhüllten ihre Schönheit, so daß man sie nur leise errathen konnte. Enttäuscht blickte er zum Fenster hinaus. Hatte er sich darum so lebhaft auf diese Fahrt gefreut, um nun so gut wie garnichts von den Alpen zu sehen? Als Kind der nordischen Ebene hätte ihn jede neu auftauchende Bergspitze in neues Entzücken versetzt und nun mußte er es ansehen, wie graue Wolkenmassen über das Gebirge heraufzogen und ihren düsteren Mantel um alle Formen schlugen. Nach und nach versteckten sich Höhen, Wälder und Ortschaften. Bis in die Schluchten hinab sah man die Wolken wallen.

Das ist mein Wetterglück! seufzte er trübe in sich hinein. Allem Anschein nach giebt es einen gründlichen Regentag, die Nebel werden immer undurchdringlicher und der Umsprung der Witterung kündigt sich

bereits durch ein abscheuliches Reißen in meinen zerschossenen Gliedern an.

Marx von Brömsen, so hieß unser Landsmann, war der letzte Sproß eines alten norddeutschen Patriziergeschlechts. Obwohl er als freier Reichsstädter in Folge seiner vierundzwanzig Jahre 1870 noch nicht dem Gebot der allgemeinen Wehrpflicht unterworfen gewesen, war er freiwillig in das deutsche Heer eingetreten, um den Krieg gegen Frankreich mitzumachen.

Die Tollkühnheit, mit der er sich in den Kampf gestürzt und verschiedene Skizzen, die er als Maler im Laufe des Feldzuges entworfen, hatten ihm nicht nur die Bewunderung seiner Kameraden, sondern auch die Gunst des Erbprinzen Otto erworben. Derselbe hatte ihn durch ehrenvolle Aufträge ausgezeichnet und ihn gerne in seiner Nähe gesehen. Einst hatte er auf dessen Befehl eine wichtige Meldung an Moltke auszurichten gehabt. Der Ritt war gefährlich gewesen und mitten in der Nacht. Zwar hatte er den Feldmarschall glücklich erreicht, war aber auf dem Rückwege von Franctireurs überfallen und so schwer verwundet worden, daß er seitdem weit über Jahr und Tag im Lazareth verbracht, bis es endlich der Kunst der Aerzte gelungen war, ihm die Gesundheit wiederzugeben. In Anerkennung seiner Tapferkeit und vielversprechenden künstlerischen Begabung hatte ihm der Erbprinz bei der Kunde von seiner Genesung ein Stipendium zu einer Reise nach Italien ausgesetzt und nur den Wunsch ausgesprochen, daß Marx seine Studienzeit dort zu einem Gemälde für die öffentliche Bildergallerie der Haupt-

stadt, benutzen möge. Die Wahl des Gegenstandes blieb Marx anheimgestellt.

Sein Herz klopfte stürmisch. Nun endlich, endlich sollte einer seiner glühendsten Wünsche sich erfüllen. Heute Abend betrat er Italien. Kaum wagte er es zu glauben. Seit der Knabenzeit war es das Land seiner Sehnsucht gewesen und ohne des Erbprinzen Güte hätte er wenig Aussicht gehabt, es sobald zu schauen, denn er stand ganz allein im Leben da, ohne Vermögen und ohne Eltern, nur auf die eigene Kraft angewiesen. Seine bescheidenen Mittel genügten wohl, ihm daheim im Vaterlande eine gewisse Unabhängigkeit zu sichern, gestatteten ihm aber um so weniger große Reisen, als er für seine Ausbildung auf der Akademie kein Opfer gescheut.

Jubelnd sagte er hier auf der hohen Scheidewand der Länder allen Sorgen und Kümmernissen, die ihn so lange in ihrem Bann gehalten, Lebewohl!

Die Bahn zog sich höher und höher und wie die Felsmassen, um die sie sich herumwand, immer gewaltiger wurden, wirkte das Brauen der Nebel und Wolken in allen Thälern und Tiefen wunderbar auf das Auge. Ein Meer ahnungsvoller, dämmernder Dünste wogte empor aus den Gründen. Hier trat eine wilde Zacke, dort ein steiler, himmelanstrebender Fels heraus. Um die Giebel schwebten zerrissene Fetzen weißen Gewölkes; zuweilen entschleierte sich ein Theil der geheimnißvoll verhüllten Landschaft.

Unverwandt schaute Marx in das Schauspiel. Seit die wogenden, gährenden Nebel ein so ergreifendes Bild

vor ihm entrollten, zürnte er ihnen nicht mehr, im Gegentheil, als sie sich theilten, war es ihm, als verstünde er nun erst ganz Moses gewaltiges Wort von der Schöpfung.

Und nun, während der Zug die Reisenden emportrug und sie die Thäler immer tiefer unter sich ließen, fingen die Wolken droben an, sich zu lösen und blendend weiß, gleich hunderttausend Sternen, wirbelte in Flocken ohne Zahl der erste Schnee des Jahres nieder. Es war erst Anfang November und noch standen die Fichtenwälder bis hoch hinauf an den Felsenwänden unberührt, wie eigenthümlich verwandelte sich darum das Bild, als diese hellen Winterblüthen niederrieselten, sich auf alle grünen Matten legten und in blitzenden Krystallen um die schwarzen Aeste und Zweige der Bäume anschlossen. Besonders königlich erschienen die gewaltigen Tannen. Die eisige Luft kam dem Werk des feuchten Novembers zu Hilfe und bald nach dem eintretenden Frost standen alle Wälder im Rauhreif. Um den Eindruck noch feenhafter zu machen, brach in einzelnen Augenblicken die Sonne durch und ließ ihr Licht in strahlendem Glanze auf den bereiften Büschen und Gräsern flimmern. Dabei tiefe Einsamkeit überall. Selten zog ein Wanderer den verschneiten Pfad, höchstens ein Handelsmann, den das Maulthier die steile Straße hinabtrug.

So oft Marx sein Auge an der Natur gesättigt hatte, widmete er, scheinbar eine Zeitung lesend, seine Hauptaufmerksamkeit jener schönen Frau, die so unglücklich darüber gewesen, diesmal ohne Courier zu reisen.

Ihr Gesicht zog ihn unbeschreiblich an, obwohl ihm ihr Benehmen weniger gut gefallen hatte. Er war kein Freund von verwöhnten Damen, die in jeder Kleinigkeit eine Unbequemlichkeit fürchten, aber bei dieser war er geneigt, selbst die Rücksichtslosigkeit zu entschuldigen, mit der sie sich ihrer Mitreisenden zu erwehren gesucht. Kein größerer Gegensatz ließ sich denken, als der zwischen ihr und jener eingestaubten Italienerin.

Auch sie hatte, wie aus allem hervorging, bereits eine weite Reise zurückgelegt, aber das geschmackvolle Reisekleid, der Florentiner Strohhut mit der weißen Feder und die feinen Spitzenkrausen, waren tadellos frisch und sauber.

War sie aus England oder Italien?

In den Sprachen beider Länder drückte sie sich mit der gleichen Gewandtheit aus. Sie hatte nichts vom englischen Gepräge und ihr welliges Haar, dessen natürliches Graublond fast wie gepudert aussah, sprach gegen die italienische Geburt. Der Liebreiz ihrer Züge besaß etwas von jener Weichheit, die Correggio seinen weiblichen Gestalten zu verleihen weiß, doch bezaubernder als die reinen Linien ihres Profils, wirkte der Ausdruck tiefinnerster Herzensgüte, der in ihrem Antlitz aufleuchtete, wenn sie mit ihrem Manne oder dem Kinde sprach.

Während er über ihre Volksabstammung grübelte, bemerkte er nicht, daß Lucky bereits den Versuch gemacht hatte, seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und das Gesicht recht ungnädig verzog, als ihr dies nicht gelingen wollte.

Daß der Fremde, der so ritterlich aussah, sie ganz übersah, war wirklich stark! Sie ließ ihr Taschentuch fallen — nur gerade im unglücklich gewählten Augenblick, während er sich in Wetterbeobachtungen vertiefte. So hatte er keine Ahnung davon und sie bequemte sich nach einiger Zeit verdrießlich, es selbst wieder aufzuheben.

Bei jedem neuen Haltepunkt rief sie der Tante zu: Hurrah! wieder liegt eine Strecke von dem abscheulichen Deutschland hinter uns!

Pfui! Sprich nicht so! Ich bitte Dich!

Oh! I don't care! I deteste Germany!

Aber auch das machte keinen Eindruck auf Marx.

Entschlossen zog sie aus einer Reisetasche einen Roman und versteckte sich empfindlich hinter das Buch, um zu lesen. Sie wollte so thun, als ob sie für ihren Reisegefährten weder Augen noch Ohren habe.

Schön ist er, wunderschön, dieser langweilige Germane, sagte sie zu sich selbst, halb ärgerlich, halb schwärmend. Er sieht ungefähr so aus, wie mein Lieblingsheld in Rom, der berühmte Andreas Doria, von Sebastian del Piombo gemalt. Nur daß dieser Deutsche viel jünger und blond ist.

Der Zug hielt in Franzensfeste und da eine halbe Stunde Aufenthalt angekündigt wurde, verließen nach und nach alle unsere Reisenden das Coupé, um sich auf dem Bahnsteig zu ergehen, oder eine Erfrischung zu sich zu nehmen. Nur Marx blieb zurück. Es ließ ihm keine Ruhe. Er mußte sein Skizzenbuch hervorziehen und, sobald er sich

allein sah, anfangen zu zeichnen. Das merkwürdige Antlitz der Italienerin hatte es ihm angethan.

Lucky's spionirender Blick entdeckte bald, daß er zurückgeblieben.

Lange ehe es läutete, schlich sie sich daher leise wieder in's Coupé und guckte dem ganz in seine Arbeit Vertieften neugierig über die Schulter.

Ihr Kichern verrieth ihm erst, daß sie ihn belauschte.

Augenblicklich schloß er sein Buch und drohte ihr mit dem Finger.

Sie lachte aus voller Kehle.

„Zeichnen Sie mich auch?" fragte sie keck.

„Nein, antwortete er belustigt, ich wüßte nicht warum.

„Wie ungalant!" rief sie empört und setzte in Gedanken hinzu: „warte, das soll er mir büßen!"

Das Coupé hatte sich wieder gefüllt; der Zug jagte weiter, Lucky nahm ihren Roman vor.

Zu seinem nicht geringen Erstaunen bemerkte Marx jetzt, wie Lucky's Tante in zuvorkommender Weise ein Gespräch mit seiner eingestaubten Italienerin anzuknüpfen suchte. Obwohl die Letztere eine gewisse Zurückhaltung bewahrte, wurde die Erstere immer freundlicher und gab sich alle Mühe, so liebenswürdig wie möglich zu sein. Leider vermochte er der Unterhaltung nicht zu folgen, da er der fremden Sprache nicht mächtig genug war, so eifrig er sie auch in der Grammatik studirt hatte. Doch selbst wenn er nichts verstand, war Lauschen ein Genuß und so weich und melodisch auch die Worte von den Lippen der Blonden fielen, hier mußte er beim Vergleichen die

Palme der häßlichen Anderen zuertheilen. Wie Musik klangen die feurigen Laute aus ihrem Munde, er hatte nie eine edlere Art des Sprechens vernommen.

Fast kam es ihm vor, als ob die Blonde ein Anliegen an die Italienerin habe, denn sie wurde so eifrig und dringend, als ob sie jener die Gewährung einer Bitte abzuschmeicheln trachtete.

Zuweilen verstand er einzelne Worte, wie: „Antonelli — Vaticana — Lord — Gnade —", aber es war unmöglich, den Zusammenhang zu errathen.

Draußen fiel der Schnee immer dichter und Marx bedauerte, daß Niemand dem hehren Reiz dieser Winterlandschaft auch nur einen Blick schenkte.

Anfangs hatte der schweigsame Gatte Yanthens mit runden, müden Augen in das Wetter gestarrt und zu wiederholten Malen bemerkt: „Already snow? How very curious, indeed, how very curious!" Nachdem ihm dann eingefallen, daß hier im Gebirge der frühe Schnee nicht so merkwürdig sei, war er sanft eingenickt. Die Frauen fanden, um ihrer Unterhaltung willen, keine Zeit hinauszuschauen und der Backfisch blickte hartnäckig nicht vom Buche auf.

Schließlich konnte Marx in seinem Enthusiasmus es nicht unterlassen, Lucky auf eine tiefeingeschneite Schlucht aufmerksam zu machen, wo zwischen rauhen Felsblöcken ein frischer Wasserfall brauste, während ein Falke langsam über dem Abgrund seine Kreise zog.

Lucky sah ihn verwundert an. Sie konnte den englischen Satz, den er sich nach eigenem Gutdünken „zurecht-

geschneidert," wie er es entschuldigend nannte, kaum verstehen, aber sie errieth wenigstens, was er meinte, denn er schloß mit deutlicher Betonung:

„Is not that beautiful?"

„Oh, I don't care!" gab sie gleichgiltig und etwas spröde zurück. Da fiel ihr plötzlich ein, daß solch ein Schneegestöber ein seltener Anblick für sie sei.

Echt kindlich glitzerten ihre Augen.

„Welche Menge Schnee! Nicht wahr, einen riesigen Schneemann könnten wir daraus machen?"

Höflicherweise stellte sie die Frage in seiner Muttersprache.

Zweifelnd sah er sie an.

War sie eine Deutsche? Ihre hannoversche Aussprache ließ nichts zu wünschen übrig.

Sein Staunen schmeichelte ihrer Eitelkeit. Sie war geneigt, ihm seinen vorigen Mangel an Aufmerksamkeit zu vergeben.

„Ach, wenn wir doch in den Schnee hinaus könnten," rief sie ungestüm. „Nie in meinem Leben habe ich mich vernünftig schneeballen können!"

„Und wenn Sie dann einsänken und sich ganz nasse Füße holten? Wie würde Ihnen das gefallen?"

„Prachtvoll?"

Ihr schelmisches Gesicht leuchtete vor Vergnügen. Das muthwillige Geständniß gefiel ihm über alle Maßen.

Bozen war erreicht. Der Zug hielt und Marx benutzte den kurzen Aufenthalt dazu, sich am Büffet ein

Glas Bier geben zu lassen. Sein Skizzenbuch ließ er achtlos auf seinem Platze liegen.

Kaum war er gegangen, so warf Lucky der eingestaubten Italienerin einen boshaften Blick zu und sagte, geheimnißvoll mit den Augen zwinkernd:

„Soll ich Ihnen einmal etwas Wunderschönes zeigen?“

Dann nahm sie sachte, ganz sachte, das Zeichenbuch des Malers, zog mit verschmitztem Lächeln den Bleistift heraus, öffnete es und hielt es der Frau aufgeschlagen hin.

Kaum hatte diese einen befremdeten Blick auf das Blatt geworfen, so riß sie es an sich und betrachtete es erbleichend.

War das nicht ihr eigenes Bild, das ihr entgegenschaute? — Sie konnte es nicht leugnen. Und doch war sie es durchaus nicht selbst, sondern nur eine Fischfrau, die den Korb mit Häringen am Arm trug. Aber dies verwitterte Antlitz mit dem stechenden Blick, dieser herrische Mund, dieser kalte selbstsüchtige Ausdruck, und dabei das schlechte schäbige Gewand, — und das alles nur mit ein Paar kecken Strichen hingebannt — Schweißtropfen traten auf ihre Stirn — es war ihr, als sähe sie zum ersten Mal ihr eigentliches inneres Wesen unheimlich vor sich enthüllt und das Schlimmste war, daß sie dem Maler keinen Vorwurf machen konnte. Kein Zug war ihr hinterrücks gestohlen, alles war anders, wie sie, und doch war in dieser vollständigen Verwandlung ihre Eigenthümlichkeit auf das Sprechendste wiedergegeben.

Als Marx zurückkehrte, berührte es ihn peinlich, sein Werk entdeckt zu sehen, doch da er Niemanden porträtirt, fühlte er sich in dem guten Recht des Künstlers. Er hatte ja nicht die Fremde gezeichnet, sondern eine charakteristische Gestalt, frei, nach eigener Erfindung.

Gerade diese anspruchslose Figur, in die sie umgeschaffen worden, beleidigte die Italienerin vielleicht am meisten, wenigstens schloß sie das Buch heftig und überreichte es dem Maler mit einer absichtlich spöttischen Miene, ohne ihn eines Wortes zu würdigen. Dann wandte sie sich zu ihrer Begleiterin und theilte ihr im Tone tiefer Verstimmung mit, daß sie sich entschlossen habe, bei der nächsten Haltestelle auszusteigen. Und richtig — kaum hielt der Zug, so verließ sie das Coupé, mit einem vielsagenden, eisigen Seitenblick auf Marx.

„O weh! die seltsame Signora ist mir bitterböse!" sagte er. „Aber warum untersucht sie auch fremder Leute Studienbücher?"

„Ja, das war wirklich unbescheiden!" lachte Lucky mit unschuldiger Miene. „Und wollen Sie wissen, wer die Dame war?"

„Nun?"

„Rathen Sie."

„Wie kann ich das. Ihrem verdächtigen Schnappsack nach irgend ein gutes Weib aus dem Volke."

„Ja, ich glaube auch!" höhnte Lucky. „Principessa Beatrice D..... war es"; und sie nannte den Namen eines der berühmtesten Fürstengeschlechter Roms.

„Unmöglich."

Marx wollte seinen Ohren nicht trauen.

„Dies eine römische Fürstin?“

„Ja, ganz gewiß.“

„So ist diese Frau heruntergekommen und verarmt?“

„Im Gegentheil, sie ist eine der reichsten Fürstinnen Italiens und besitzt großen Einfluß. Wer weiß, zu welchem Zweck sie die Reise nach Deutschland unternommen hat, von der sie jetzt mit ihrer Gesellschafterin zurückkehrt! Es heißt, daß sie mit allen katholischen Höfen in Verbindung steht.“

„Kennen Sie die Principessa?“ fragte Marx verwundert.

„Wer in Rom kennte sie nicht! antwortete Lucky altklug. „Jeder weiß, daß sie ein Original ist, und wir wohnen nach dazu mit ihr unter einem Dache.“

„Wie ist das möglich?“

„Ihr Palast ist einer der schönsten in Rom und da er viel zu groß ist, als daß sie alle die unzähligen Räume, die noch aus dem Mittelalter stammen, allein bewohnen kann, hat sie ihn theilweise vermiethet, und zum Beispiel auch an uns.“

„Wie? Und dann wollten Sie der Dame den Platz in unserm Coupé verweigern?“

Lucky lachte pfiffig.

„Sie war verschleiert und so thaten wir, als ob wir sie nicht erkennten. Jeder ist sich selbst der Nächste, das ist unser Wahlspruch.“

Marx schwieg. Was er von diesen Aufschlüssen denken sollte, wußte er nicht. In diesem Augenblick hörte er,

wie die schöne Dame zu ihrem erwachenden Manne sagte, während ihre Stimme vor Freude triumphirte:

„Denke Dir, ich habe Principessa Beatrice glücklich dahin gebracht, daß sie bei Antonelli ein gutes Wort für mich einlegen will. Lord Esley schrieb mir neulich aus London, daß der englischen Regierung dringend daran läge, gewisse Codices aus der Vaticana, die unter besonders strengem Verschluß gehalten werden, zu durchforschen, er will in vierzehn Tagen kommen — die Principessa versprach mir, ihm den Weg dazu durch den Cardinal zu ebnen."

„Principessa Beatrice D...." wiederholte Marx langsam und sann nach. „Wahrhaftig, das ist ja dieselbe Fürstin, an die ich einen Empfehlungsbrief des Erbprinzen in der Tasche habe. Nun werde ich mich wohl hüten müssen, denselben abzugeben. Und der Erbprinz versprach sich so viel für mich von ihrer hohen Gönnerschaft! Das kommt davon, wenn man eine römische Fürstin als Häringsfrau verewigt!"

In Lucky's Augen glitzerte der durchtriebenste Uebermuth.

„Es ist ein Hauptscherz. Sie glauben garnicht, wie gesund es der Fürstin ist, wenn sie sich ärgert! Gegen uns Kinder ist sie immer so unfreundlich und stolz."

„Ja, Sie lachen wohl" — sagte Marx heiter, „aber wer weiß, welche Folgen die Ungnade jener Dame noch auf mein armes Haupt heraufbeschwören kann!"

„Bah, daraus würde ich mir garnichts machen!" Und da der Zug in Trient hielt, sprang sie zur offnen Thür

hinaus auf den Bahnsteig, um einige der angebotenen Früchte zu erhandeln.

Als sie ganz beladen in's Coupé zurückklettern wollte, entrollten ihr einige Orangen und aus dem Gewühl der Fremden sprang ein Reisender herzu, um sie ihr höflich aufzuheben.

„Mademoiselle Lucky? Vous ici?"

„Monsieur le comte? Quel plaisir! D'où est-ce que vous venez?" und Beide begrüßten sich herzlich, wie zwei alte Bekannte. Im Nu war ein lebhaftes Gespräch zwischen ihnen im Gange.

Beim Einsteigen erzählte ihm Lucky von ihrer Reise nach Deutschland und Dänemark, und daß es ihr im farblosen Norden garnicht gefallen, nur in Klampenborg am Sund, wo so viele Schiffe und Hirsche gewesen. Die Unterhaltung wurde nur französisch geführt.

Zuerst englisch, dann Italienisch, deutsch mit mir, und nun französisch? Wie viele Sprachen spricht dieser Backfisch eigentlich? dachte Marx und fand es immer unmöglicher, ihre Volksabstammung zu enträthseln.

Während Lucky sich setzte, begrüßte sich der Graf noch in der Eile mit den Ihrigen.

„Wo kommen Sie her, Herr Graf?"

„Aus dem Orient."

„Befriedigt?"

„Nicht besonders. Große Hitze, schlechte Betten und niemals gute Bouillon. Denken Sie, im gelobten Lande nur vier erträgliche Gasthöfe! Aber der Bosporus magnifique, charmant!"

„Und wohin wollen Sie jetzt?“

„Nach Meran und mich vom Reisen ausruhen. Ich gehe erst zu Weihnachten nach Paris. Aber Sie, meine Gnädigsten? Reisen Sie allein? Wo ist Fräulein Rita?“

„Sie wollte durchaus die Reise nicht mit uns machen.“

„Und weshalb nicht?“

„Weil Sie ihre eingewurzelte Abneigung gegen Deutschland nicht überwinden konnte.“

Der Franzose streifte Marx mit einem maliziösen Seitenblick und lächelte geschmeichelt.

„Das ist hübsch von ihr. Charaktervoll wie immer. Ihre Sympathien waren also auch während des Krieges ganz auf unserer Seite?“

„Ja, Sie glauben gar nicht, welche leidenschaftlich bittern Thränen sie über die deutschen Kriege vergoß.“

„Das freut mich. Und wo ist Ihr Fräulein Schwester augenblicklich?“

„Bei einer Freundin in Fiesole. In Folge einer Wette hatte sie mit Bekannten zusammen einen Ritt durch Mittel-Italien unternommen, der mehrere Wochen dauern sollte. Unermüdlich zu Pferde, wie Sie sich Rita und ihre Freundin denken können, haben sie ganz Toscana nach allen Seiten durchstreift, auf unbekannten Pfaden, die von der breiten Heerstraße gewöhnlicher Sterblicher weit abliegen — Nachtquartier oft in kleinen, romantischen Nestern — morgen wollen wir uns in Florenz wieder treffen.“

Die Glocke läutete, der Franzose mußte sich verabschieden.

„Empfehlen Sie mich Fräulein Rita auf's Verbindlichste, und sie möchte ihrem Haß gegen Deutschland immer treu bleiben!“

Der Schaffner schloß die Thür, der Graf eilte fort in seinen Zug. Lucky winkte ihm noch einmal zutraulich, dann zog sie das eine Bein auf den Sitz unter das Röckchen und machte sich, indem sie den eingehandelten Vorrath auf ihren Schooß ausschüttete, wie ein Eichhörnchen schmausend über denselben her.

Bei einbrechender Dunkelheit schloß Marx die Augen. Die rüttelnde Bewegung wirkte ermüdend. Zuweilen hörte er, daß die Tante ihrer Nichte untersagte, alles Obst mit einem Male zu verspeisen, wenn er aber halb die Lider öffnete, sah er stets das Kind sich gegenüber, ungerührt von dem Verbot, in der Ecke kauernd und munter eine Feige nach der andern, eine Weinbeere nach der andern, eine Orange nach der andern vertilgend.

So gingen die Stunden hin, die Nacht kam, draußen in den Ortschaften blitzten die Lichter, die Visitation in Ala war glücklich überstanden — — — fast immer wenn er aufwachte, sah er Lucky stille naschen. Was war es, was ihn an dem Kinde so eigenthümlich — beinahe peinvoll — berührte, daß er immer wieder auf sie sehen und ihre Züge zu entziffern suchen mußte? Stirn und Augen eines Mädchens, dessen unschuldige Blüthe noch in der Knospe schlummert, pflegen doch sonst nicht dem Studium unlösbare Probleme zu bieten, erst ein entwickeltes Leben ruft complicirte Naturen hervor, der Ausdruck des Kindes wird dem Erwachsenen zur Erquickung, weil er

Einfachheit und Offenheit in demselben findet. — Vielleicht war es der entschiedene Mangel dieser beiden Vorzüge, durch den Lucy's Antlitz dem aufmerksamen und geübten Auge des Künstlers ein so verhängnißvolles Geheimniß schien.

In ihren Augen lag etwas Dunkles — man sah denselben nicht auf den Grund.

Die Gier, mit der sie dem Verbot zum Trotz unaufhörlich von den Früchten naschte, verlieh dem Munde einen unangenehmen Zug der Maßlosigkeit, der durch das wegwerfende Achselzucken, mit dem sie das Bitten und Flehen der Tante beantwortete, noch verschärft wurde. Dennoch war ein gewisser Zauber der Anmuth über sie ausgegossen, welcher diesen Eindruck milderte. Die schwarzen langen Haare umrahmten ein Gesicht, in dem südliches Feuer loderte, alle ihre Bewegungen waren heftig, leidenschaftlich.

Ueber ihr brannte die Lampe und während der Zug durch die Nacht sauste, flackerte das trübe Licht derselben unsicher über ihre Züge, das Wilde, Ungezügelte in denselben momentan beleuchtend.

Marx war längst über seinen Grübeleien eingeschlummert. Ein leises Geräusch weckte ihn aus dem Traum, der ihn in die Heimath getragen.

Ihm gegenüber saß das schwarzäugige Kind und beugte sich über ein losgerissenes, weißes Blatt, das sie auf ihren Knieen hielt. Sein Reisehandbuch hatte sie sich als Unterlage darunter gelegt.

Zu seinem Ergötzen beobachtete er, wie sie mit leichter, fliegender Hand, Strophe auf Strophe niederschrieb. Zuweilen blickte sie sich scheu nach den Ihrigen um, ob auch Niemand sähe, was sie verübte, aber die schliefen fest, und da auch er die Augen scheinbar schloß, ahnte sie nicht, wie gespannt er ihr zuschaute. Es war ein langes Gedicht — nun noch die letzten Reihen — ganz entzückt überlas sie es, wie hingerissen von so viel Schönheit. Eine Gluth, die weit über ihre Jahre reichte, flammte dabei in den großen Augen. Sobald sie fertig war, verbarg sie es auf der Brust, vorsichtig schob sie ihm das Reisehandbuch wieder hin, gerade noch in der rechten Minute, denn lang und anhaltend erscholl der gellende Pfiff, sie waren am Ziel des heutigen Tages, in Verona.

Was würde er gesagt haben, wenn er geahnt hätte, wer der Gegenstand ihres poetischen Ergusses war und wem die zärtlichen Gefühle galten, die sie, überwallenden Herzens, so heimlich in der Mitternacht, dem Papiere anvertraut?

Zweites Kapitel.

„Diese Lüfte, wie lösten sie mir sanft
schmeichelnd die Seele“.

Geibel.

Der Omnibus führte die Ankömmlinge in den Gasthof „alle due Torri.“ Lucky war wie electrisirt, als jetzt nach längerer Entbehrung das italienische Leben sie wieder umschwirrte.

„Darf ich Ihren Dollmetscher spielen?“ fragte sie eifrig, sobald sie bemerkte, daß ihr deutscher Reisegefährt wegen seines gebrochenen Italienisch Schwierigkeiten bekam, und mit einer Selbstständigkeit, die bei einem etwa dreizehnjährigen Mädchen außerordentlich genannt werden mußte, befreite sie ihn in kurzer Zeit von allem zudringlichen Gesindel, das sich raubthierähnlich auf ihn und sein Gepäck stürzen wollte. Als sie zusammen über das Steinpflaster durch die engen Straßen rüttelten, fragte er sie, ob sie ein Kind des Landes sei, weil sie so gut verstände, mit den lebhaften braunen Gesellen fertig zu werden?

„Ich Italienerin? Nichts weniger als das!" antwortete sie schnippisch und ihre Augen lachten vor Vergnügen über seinen Irrthum.

Der Eindruck, den Verona in der Nacht auf ihn machte, war düster. Es goß in heftigen Strömen vom Himmel, wodurch die braunen, hohen Gebäude ein noch ernsteres Aussehen erhielten — todtenstill die Straßen, denn schon schlug es dumpf und dröhnend Mitternacht vom Thurm. Nur einzeln schlich ein Mann, den weiten Mantel malerisch über die Schultern geworfen, an den Mauern entlang, um in einem der einsamen, engen Gäßchen zu verschwinden. Spärlich erhellten die Lampen die vielen altersgrauen Paläste mit ihren eisenvergitterten Fenstern und stillen Balkonen, so fremdartig alles. Trotz der nächtlichen Schatten, die das Ganze nur leise errathen ließen, durchbebte Marx von Minute zu Minute mehr das Gefühl: Du fährst durch die erste italienische Stadt. Alles ist anders, als jenseits der Alpen.

Kaum hielt der Wagen, als der Wirth und die ganze Schaar dienstbarer Geister auf unseres Malers Reisegefährten losstürzten. Alle anderen Gäste wurden plötzlich übersehen. Es war, als ob besonders bevorzugte Sterbliche, wenn nicht gar Halbgötter, sich herbeiließen, unter diesem Dache einzukehren.

Es ist Alles bereit, der Courier ist schon weitergereist, versicherten Alle und bildeten ehrfurchsvoll Spalier, verklärten Angesichts.

Wer um Alles in der Welt mögen diese Fremden sein, grübelte Marx, da man jenen die ganze Reihe der

besten Zimmer öffnete, während man ihn, ungeachtet seines entschiedenen Dagegensprechens, die verschiedenen Treppen und Gallerien des inneren offenen Hofes hinaufführte.

Er nahm sich vor, am andern Tage näher nach den Fremden zu forschen, als er aber am Morgen vor die Thür trat, siehe, da hielt schon unten im Hofe der offene Wagen, der sie nach dem Bahnhof führen sollte, und die Pferde zogen an.

Er hatte nur noch Zeit, in einem Anfall heiterer Laune, einem Blumenmädchen, das neben dem Eingangsthor saß, einen Rosenstrauß aus dem Korb zu nehmen und damit an den Wagen zu treten.

Lucky saß, das Köpfchen in die Hand gestützt, und sah ihm zu. Als ihr eine Ahnung aufging, für wen die Blumen bestimmt sein könnten, flammte etwas von jener Gluth über ihr Gesicht, mit der sie gestern ihr Gedicht verfaßt hatte. „Wenn Sie auch Deutschland und alle Deutschen hassen, redete er sie lächelnd an, so nehmen Sie doch vielleicht diesen Strauß aus meiner Hand mit auf die Reise."

Es war nur ein Scherz. Er wollte dem Kinde, das ihn gestern so viel beschäftigt hatte, eine Freude machen und trat gleich zurück.

Zufällig stand neben ihm Miß Mary, die junge Engländerin, welche gestern mit dem dreijährigen Kinde zweiter Classe gefahren war. Im Begriff einzusteigen und sich neben Lucky zu setzen, ließ diese Dame einen Handschuh fallen. Sofort hob Marx ihn auf und überreichte ihn zuvorkommend dem bildhübschen Mädchen, welches äußerst schüchtern, nur mit einem stummen, wenn auch

um so beredteren Augenaufschlag dankte. Verstimmt sah Lucky dies und dachte daran, wie verdrießlich es ihr gestern gewesen, daß er durchaus nicht beachtet, wie sie ihr Taschentuch fallen ließ.

Der Wagen rollte davon. Marx sah ihr nicht einmal nach.

Zerstreut spielte sie mit den Blumen, eine derselben in ihrer Hand zerpflückend — — — Und ich hasse dennoch die Deutschen! murmelte sie plötzlich, indem sie die Lippen zusammenkniff. Das Gedicht, das ich diese Nacht an ihn gemacht, will ich zerreißen!

Langsam ging er durch die Straßen und jenes tiefe Bewußtsein des Genusses durchströmte ihn, das jeden Nordländer ergreift, dem sich zum ersten Male die eigenthümliche Schönheit italienischen Lebens vor den durstigen Blicken aufthut. Noch war es kein stilles Betrachten und Forschen, nur ein Wandeln wie im Traum, wie in einer neuen, schöneren Welt.

Auf dem Markt drängte sich das Volk. Neben der dunkelrothen Marmorsäule saßen Weiber und rupften Geflügel, während andere mit kreischender Stimme Wildpret zum Verkauf boten; überall heiteres Gewimmel, Feilschen und Handeln. Schönäugige Mädchen bauten ihre Waaren auf, ganze Pyramiden aus Endivien, Tomaten, Oliven, Trauben, und der Geschmack, mit dem sie ihre Stillleben zusammenstellten, war so groß, als hätten sie ihn den alten niederländischen Meistern abgelauscht. Um den antiken Brunnen war lustiges Necken mit den Burschen, von denen der tollste einige Weiber, welche im Bassin ihre

Rettigbündel wuschen, mit dem kühlen Wasser bespritzte; dazwischen Zanken und Gestikuliren, zweifelhaft aussehende Kerle, die sich zum Führer aufdrängen wollten, bleiche, jammervolle Frauengestalten, mit halbnackten Kindern auf dem Arm, die flehend bettelten:

Pane, pane Signore!

Sonnendurchleuchtet wölbte sich der Himmel über dem weißen Marmorbilde Dante's, dessen ausdrucksvolles Profil sich edel von dem tiefblauen Aether abhob. Durch die enge Straße schritt Marx, wo man ihm den angeblichen Balkon der Julia, an dem verfallenen Hause der Capuletti, dem wirklichen und wahrhaftigen Palazzo ihres Vaters, zeigte, dann nahm er einen Wagen und fuhr hinaus zur Villa Giusti. Seine Brust dehnte sich, als er die Stufen des alten Parks hinaufschritt und oben die Höhe erreichte.

Da lag sie vor ihm ausgebreitet die Lombardei und sehnsuchtsvoll flog der berauschte Blick nach der Grenze des Horizontes.

Die ältesten Cypressen Italiens, diese urgewaltigen, himmelanstrebenden Bäume, welche Goethe einst einen Ruf staunender Bewunderung entlockt, umrauschten ihn mit ihren vielhundertjährigen Wipfeln. Unten duftete ein Meer fremdartig farbenreicher Blumen, in der Ferne blauten die Berge und die durchsichtige Atmosphäre ließ Himmel und Land am Horizont weich ineinanderschmelzen — — — er konnte nur schweigen und tief aufathmen. So heilend wehte diese linde Luft um seine

Stirn. Jauchzend fühlte er, daß jetzt alles Kranken überstanden sei und neue Kraft durch seine Adern ströme.

Voll freudiger Hoffnung schaute er in die Zukunft. Er hatte nicht umsonst die große Zeit in Frankreich miterlebt. Unerschütterlich wurzelte seitdem in seiner Brust die feste Ueberzeugung, daß sein Vaterland, nach der politischen Wiedergeburt, sich allmählich zu einer höheren Blüthe denn je emporschwingen werde, schien es ihm doch die heilige Pflicht des ganzen Volkes, jetzt auf allen Gebieten das Höchste zu erstreben, um sich der von Gott verliehenen herrlichen Siege würdig zu zeigen. In seiner Begeisterung glaubte er, daß vor allem auch die Künste des Friedens berufen seien, nach den ruhmreichen Erfolgen des Krieges, einen neuen Aufschwung zu nehmen und die höchste Glanzepoche des Vaterlandes verherrlichen zu helfen.

Auch er an seinem Theil durfte nicht hinter dieser Aufgabe zurückbleiben. Schon spürte er, daß nichts den Künstler mehr emporziehe, als ein so erhabenes Ziel. Wie er es erreichen könne, war ihm bis jetzt noch verborgen, je länger er aber in die schönheitsverklärte Landschaft hinausschaute, um so tiefer ergriff ihn das Bewußtsein, daß er nicht vergebens danach ringen werde. Ungeduldig freute er sich auf die Zeit des Schaffens. Er hatte Kreide und Pinsel so lange ruhen lassen müssen und unter dieser Entbehrung hart gelitten. Sinnend trat er den Rückweg an. Ueberall entdeckte er neue Dinge, die seine Phantasie anregten.

Als er zuletzt an den Grabmälern der Scaliger vorüber durch den großartigen Thorbogen schritt, bemerkte er einen Herrn, der auf der marmorgepflasterten Piazza dei Signori unter einem aufgespannten Malerschirm saß und eine leichte Skizze der gegenüberliegenden Paläste, mit ihren verwitterten Fresken und luftigen Höfen, ihren Marmorsäulen und zierlichen Loggien, in Aquarell entwarf. Ein einziger Blick auf die langwallende, rothblonde Mähne und das sanfte, treue Gesicht des Künstlers genügte, um Marx zu sagen, daß er einen alten Bekannten wiederfinde.

Erfreut eilte er auf ihn zu.

„Walter, Du hier? Ich dachte Dich in Rom zu treffen. Woher kommst Du?“

Der Fleißige blickte von seiner Arbeit auf und begrüßte Marx ebenso herzlich.

„Ich bin auf dem Wege nach Pommern, wo ich Glasmalereien für einen alten, schönen Dom ausführen soll, der neu restaurirt wird. Und Du, Marx?“

„Ich will nach Rom und die Zeit einzuholen suchen, die ich im Lazareth verlegen. Ueberhaupt will ich ein neues Leben anfangen.“

„Warum ein neues?“

Ein bitterer Zug flog über Marx' Gesicht.

„Damit ich Alles, was hinter mir liegt, vergesse.“

„So?“ fragte Walter gedehnt, indem er sein Blockbuch mit dem Aquarell schloß und seine Sachen zusammenlegte. „Willst Du auch Helene von Sandow vergessen?“

„Nenne ihren Namen nicht. Wenn ich Jemand vergessen muß, so ist sie es.“

„Wie ist dies möglich?“ rief Walter betroffen, stand auf, legte den Arm in den des Freundes und schritt langsam neben ihm den Platz entlang.

„Du liebtest sie damals so leidenschaftlich, daß Du glaubtest, niemals ohne sie glücklich werden zu können.“

„Das glaubte ich freilich“, erwiederte Marx rauh. „Aber was willst Du? Das Mädchen erwiederte meine Liebe nicht.“

Walter blieb auf dem Wege stehen und sah den Freund durchdringend an.

„Du willst doch nicht behaupten, daß Fräulein von Sandow Dich damals getäuscht hat?“

„Keineswegs. Nur ich selbst habe mich getäuscht. Sie nahm mir jede Hoffnung.“

„Ich verstehe Dich nicht. Meine Augen müßten lügen, wenn sie Dich nicht so rein und tief geliebt hätte, wie nur je ein Mädchen fähig war zu lieben.“

„Und doch hast Du geirrt, antwortete Marx kalt. So höre, wie es mir ergangen:

„An jenem Nachmittage des Juli 1870, nachdem Du Deine Ordre erhalten und zu Deinem Regimente abgereist warst, ließest Du mich in der gedrücktesten Stimmung von der Welt in Saßnitz zurück. Mein ganzes Leben und Streben kam mir so unnütz und kleinlich vor, neben Dir, der Du mit für die große Sache eintratest. Plötzlich war mein Entschluß gefaßt. Auch ich wollte mich freiwillig dem Heere anschließen. Es ließ mir keine Ruhe

länger. Augenblicklich packte ich meine Studien ein, warf Cartons und Skizzen in die Kiste und ordnete Alles. Das Einzige was mir den Abschied erschwerte, war der Gedanke an Helene. Ich hatte sie erst vor wenigen Wochen dort auf Rügen kennen gelernt, und Du weißt am besten, welche unvergeßlichen Stunden wir verlebten, wenn wir mit ihr an dem herrlichen Strande umherschwärmten. Ihr Herz hatte sich mir so unschuldig geöffnet, ich glaubte es zu besitzen; durch meine plötzliche Abreise vielleicht es verlieren zu können, war mir unerträglich. Als mittelloser Künstler konnte ich in diesem Augenblick unmöglich schon bei ihrem Vater um ihre Hand anhalten, ich mußte aber mein Schicksal wissen, ehe ich in den Krieg ging. Da ich sie niemals allein und unbeobachtet sprach, weil sie im Gasthof Fahrenberg wohnte, wo ich sie nur in der Gesellschaft anderer Badegäste sah, beschloß ich ihr zu schreiben. In wenigen Zeilen gestand ich ihr meine Liebe und beschwor sie, falls sie dieselbe erwiedere, am nächsten Morgen, ehe ich in aller Frühe abreiste, an jenen stillen Platz im Walde zu kommen, der dicht hinter ihrer Wohnung lag und den man in Saßnitz nur die Waldkirche nannte. Dort hatten wir uns zuerst gesehen, dort unter dem ernsten Buchentempel hatten wir einen feierlichen Gottesdienst zusammen erlebt, dort war es so einsam, daß wir nicht zu fürchten brauchten, belauscht zu werden, wenn wir uns Lebewohl, vielleicht für immer, sagten. Ich schrieb, daß ich sie nicht binden wollte. Sie sollte mir nur sagen, ob ich dereinst, falls ich aus dem Feldzuge zurückkehrte und eine geachtete Stellung errungen hätte, um sie werben

dürfe; nur wenn sie mir keine Hoffnung geben könnte, setzte ich hinzu, sollte sie nicht kommen."

„Das Briefchen gab ich ihr selbst heimlich, als ich ihr, in Gegenwart ihres Vaters und verschiedener Badegäste, meine Abreise mittheilte."

„Sahst Du auch, wie sie es las?"

„Ja, gewiß. Sie erbrach es verstohlen und Du kannst Dir denken, wie ich sie mit klopfendem Herzen dabei beobachtete. Sie las es langsam, Wort für Wort, und wurde sehr bleich dabei. Als ihr Vater sich bald darauf mit ihr auf seine Zimmer zurückzog, gab sie mir, in augenscheinlicher Verwirrung die Hand, ohne ein Wort zu sagen. Welche Nacht der Spannung ich darauf durchlebte, kann ich Dir nicht beschreiben!"

Marx hielt inne, als würde es ihm zu schwer, fortzufahren.

„Nun — und am nächsten Morgen?"

„Kam sie nicht. Als ich um die bestimmte Stunde die Waldkirche betrat, flüsterten nur die Buchen im Winde und die Vögel zwitscherten ihr Lied, und auf den Rasenbänken, welche die Kirchenstühle bildeten, lag der Thau unberührt — Niemand war da. Ich wartete und wartete, Alles still weit und breit. Ich lugte den schmalen Fußpfad entlang, der zu ihrer Wohnung führte — Niemand sichtbar — langsam ging ich an ihrem Fenster vorüber, sonst pflegte es um diese Zeit schon geöffnet zu sein, diesmal aber war es geschlossen und auffallend dicht verhängt — verzweiflungsvoll eilte ich noch einmal zurück zum Walde — ich hoffte sie doch noch dort zu treffen —

umsonst — und schon schmetterte das Posthorn. Da wußte ich genug und stürzte fort. Mir war es gerade recht, daß es nun in den Krieg ging!“

„Also deshalb suchtest Du immer das dichteste Schlachtgewühl auf, wo Du es nur fandest! — Armer Marx!“

„Und wenn Helene Dich dennoch geliebt hätte?“

Konnte sie mir noch deutlicher beweisen, daß ich ihr gänzlich gleichgiltig sei?

Aber ihre leuchtenden Augen sprachen wie das offenste Geständniß.

„Ja, das hatte ich auch geglaubt.“

„Hast Du denn niemals wieder etwas von ihr erfahren?“

„Nein. Keine Silbe. Unsere Wege waren seitdem geschieden. Was sollte das stolze adlige Fräulein von dem Künstler wissen, der im Lazareth keine Aussicht auf eine glückliche Laufbahn hatte! Ich habe niemals wieder Nachricht von mir gegeben.“

„Das ist Unrecht von Dir.“

„Im Gegentheil. Es war das einzige Mittel, wie ich zur Ruhe kommen konnte. Ich muß jeden Gedanken an Helene von nun an begraben, sonst lähmt mich diese unglückselige Leidenschaft und ich habe jetzt meine ganze Kraft nöthig.“

Bei diesen Worten erreichten die Beiden Santa Anastasia, die Kirche an dem alterthümlichen Platz, neben Marx' Gasthof. Ein altes runzeliges Weib saß vor-

der Thür und schlug den Leuten die schweren ledernen Vorhänge zurück, um eine milde Gabe bittend.

„Laß uns auch hineingehen, sagte Marx und folgte dem Zug des Volkes.

Schwer waren seine Schritte noch, als er eintrat, denn seine Stimmung war durch das Gespräch getrübt, aber der Eindruck jener wunderbaren italienischen Poesie, die ihn in diesem Raum umfing, wirkte so mächtig auf ihn, daß allmählich der Druck von seiner Seele wich.

Leise spielte heilige Musik und ein Sonnenstrahl fiel verklärend auf die edeln Malereien und Marmorbilder. Vor dem Crucifix des Hochaltars stand der Priester in goldschimmerndem Ornat, ihm zur Seite weißgekleidete Chorknaben Weihrauchfässer schwenkend, schwarz verschleierte Nonnen knieten auf der Treppe. Eine Procession zog feierlich vorüber, Mönche in langen silbergrauen Bärten, brennende Kerzen in der Hand, Männer und Frauen aus dem Volk, Bettler und Kinder. Viele Gestalten waren darunter zum Malen, markirte Züge, entzückende Formen. Nicht weit von ihm kniete ein Mädchen, den großen Silberpfeil in den schweren, blauschwarzen Flechten, sie war bildschön, diese junge Veroneserin, er konnte den Blick garnicht von ihr losreißen.

Gut, daß das Leben wieder bunt und mannigfaltig vor mir sich aufthut, sagte er leise zu dem Freunde. Ich kann noch nicht verzichten.

Die Mönche und Nonnen stimmten einen Gesang an, ihm that die Musik wohl, sie zog sein Herz empor, sein inneres Leid war ihm nie so selbstsüchtig erschienen

wie heute. Sinnend ruhte sein Blick auf den Werken der alten, frommen Meister, welche die ehrwürdigen Mauern schmückten, wie Vielen hatten jene durch ihre herrlichen Arbeiten Gutes gegeben! „Ich glaube wir Künstler müssen die Leiden des Lebens bis auf den Grund erfahren," sagte er zu Walter, indem sie die Kirche verließen. „Es ist etwas in jeder Kunst, das sich nur darstellen läßt, wenn man gelitten."

Da Walter noch denselben Abend seine Reise fortsetzen wollte, mußten sie sich trennen.

„Was wird dieser Winter in Rom Dir bringen?" fragte Walter beklommen.

„Daß es mir gelingt mit allen Erinnerungen zu brechen!" antwortete Marx entschlossen.

„Und was soll ich Helene von Sandow sagen, falls ich sie in Deutschland sehe?"

„Ich sei in Italien gesund geworden und hätte die Absicht, niemals wieder ihren Weg zu kreuzen."

Drittes Kapitel.

„Nie wieder tritt die Sonne der Medicis,
Was auch geschehen mag, über den Horizont."
Platen.

„Lucky, denke daran, daß wir hier leicht Bekannte treffen können und Du Dich deshalb besonders gesetzt und mädchenhaft benehmen mußt," bat Yanthe inständigst flehend, während sie mit dem Wildfang in das alte Kloster San-Marco zu Florenz eintrat.

„Ah, bah, Bekannte treffen wir in Italien immer auf Schritt und Tritt, antwortete Lucky," demzufolge müßte ich immer ein Tugendspiegel sein!"

Es wogte heut von Schaulustigen beiderlei Geschlechts in den kühlen Säulenhöfen, im Capitelsaal, im Refectorium und auf der Treppe, denn es war Sonntag und seit das Kloster von der italienischen Regierung aufgehoben worden, waren an gewissen Tagen diese Räume, in denen sonst nur ernste Dominikanermönche gehaust und kein weibliches Wesen sich hätte sehen lassen dürfen, allen geöffnet.

Kaum erreichte Lucky den blendend weiß getünchten Corridor und sah die lange Reihe kleiner Zellen vor sich, so stürzte sie, jedes Verbot überhörend, voraus, um, neugierig wie ein echtes Kind, eine nach der andern näher zu untersuchen.

Die schönen Fresken des Fra Angelico, die jede einzelne dieser Klausen, sie mag noch so eng und bescheiden sein, in einen Tempel frommer Kunst verwandelt haben, entzückten sie. Fröhlich huschte sie von Bild zu Bild und brach vielleicht in derselben Zelle in übersprudelnden Jubel aus, in der einst Fra Bartolommeo den Tod Savonarola's mit blutigen Thränen beweint hatte.

Am lebhaftesten war der Eindruck, welchen die prachtvolle Bibliothek auf sie machte. Da lagen in unabsehbaren Reihen, nebeneinander in Glaskasten aufgeschlagen, jene Codices mit ihren zierlichen Miniaturen, an denen die Mönche so still und geduldig gemalt und Strichlein in Strichlein so lange vertrieben hatten, bis man vor lauter Feinheit und Zartheit gar keine Pinselführung mehr sah. Selbst bei den Buchstaben hatten sie jedes Pünktchen über dem „i“ wie ein eigenes Kunstwerk behandelt. Und das Alles während oft zur selben Zeit, unmittelbar hinter ihren Mauern, wilde Kriege tobten und es den Fürsten nur recht war, wenn selbst der Thron des Papstes bebte.

Vor einem Evangelienbuch Fra Benedetto's blieb Lucky stehen und rief einer schlanken Dame zu, die neben Yanthe den Saal durchwandelte:

„Tante Rita, Du componirst ja auch! Sieh doch

hier diese sonderbaren viereckigen Noten auf den rothen Notenlinien. Kannst Du sie lesen?"

Die Dame beugte sich über das Blatt. „Es ist ein altes Lied," sagte sie, „und siehe nur, wie humoristisch das Bild, welches dazu gehört!"

Da war nämlich eine Heilige gemalt, deren weißes Gewand wie ein langer Schlafrock niederwallte. Ihr Haupt lag neben ihr auf der Erde und während der Scharfrichter noch das Schwert erhoben hielt, sprang das Blut, wie ein rother Springbrunnen, aus ihrem Halse. Auf einem Berge oben darüber, sah man die Leiche in ihrem Sarge von Engeln emporgetragen werden, unten aber stand ein Mann in grünem Rock, rother Mütze und bunten Strümpfen, und betrachtete sich die traurige Begebenheit gemüthlich, mit ineinander verschränkten Armen. Unsäglich komisch wirkte die Ruhe seines Gesichtes im Gegensatz zu dem Blutstrahl, der aus der Hingerichteten emporspritzte, übrigens war Alles mit der liebevollsten Sorgfalt ausgeführt, bis hinab auf die zierlichen Arabesken, die in rothen, blauen und gelben Farben das Ganze umrahmten.

„Welche Ausdauer gehörte dazu, ein einziges solches Bild zu liefern!" rief Yanthe, indem sie hinzutrat, und Rita lachte mitleidig: „Ja wenn ich nur nicht so fleißig hätte sein sollen! Ich glaube, ich hätte vor Ungeduld, gleich bei der ersten Ranke, den Pinsel weggeworfen."

Yanthe und Rita waren Schwestern, obgleich sich schwerlich größere Gegensätze finden ließen. So weich und nachgebend wie die erste schien, so entschieden und

unabhängig trat Rita auf. Man sah ihrem stolzen Munde an, daß er gewohnt war zu befehlen und die Haltung, mit der sie neben der Schwester herschritt, hier und da einen Gruß erwidernd, war von solchem Selbstbewußtsein und zugleich von solcher Anmuth, daß ihr unwillkürlich alle Leute nachsahen und sich unter einander fragten, wer die Fremde sei.

Ihr fein gebildetes Urtheil ging aus dem Scharfblick hervor, mit dem sie unter den zahlreichen Malereien in den Zellen augenblicklich die werthvollsten herausfand und die Schwester darauf aufmerksam machte. Sie betrachtete genau, aber schnell, ohne sich die geringste Einzelheit entgehen zu lassen, während die andere langsam nur das Ganze auf sich wirken ließ.

Rita trieb unaufhörlich zur Eile. Sie wollte am liebsten alles sehen, und da war so vieles.

Zuletzt gelangten sie in die Zelle Savonarola's. Während Yanthe vor dem Schränkchen zögerte, in welchem die verschiedenen Andenken an ihn aufbewahrt werden, stand Rita bereits in der engen Nebenkammer, wo der Mönch vielleicht manche schlaflose Nacht in heißen Kämpfen durchrungen hat und entdeckte ein kleines, anspruchlos gerahmtes Bild dort an der Wand. Dasselbe stellte in wunderlich steifer Manier dar, wie Savonarola auf dem Holzstoß verbrannt wurde.

Weder das Feuer, noch die dichte Menschenmenge auf der Piazza, noch die Perspective, waren erträglich gemalt, im Gegentheil, es konnte nicht leicht eine ungelenkere Kunstschöpfung geben als diese, dennoch verweilte

sie vor den kindlich unbeholfenen Strichen und vermochte nicht sich von ihnen loszureißen.

Das Anziehende mußte in dem Ort liegen, wo dies Bild hing, wie in dem Umstand, daß sie eben vor seiner hagern Büste gestanden und sich Zug für Zug das Antlitz dieses merkwürdigen Mannes eingeprägt hatte.

Yanthe fand sie in Gedanken vertieft und wunderte sich über ihr eingehendes Studium.

Was gefällt Dir nur daran? Ich begreife Dich nicht.

Rita erwachte aus ihrem Sinnen.

Soll ich Dir sagen, warum mich dies kleine unscheinbare Gemälde, trotz seiner Geschmacklosigkeit, fesselt? Weil es uns das heroische Ende eines Mannes zeigt, der mir, allein um seines energischen Feuergeistes willen, von jeher besondere Sympathie eingeflößt hat. Dies Kloster ist ein eigenthümliches Gebäude. Fast aus jeder Zelle tritt unserer Erinnerung geisterhaft der Schatten eines bedeutenden Menschen entgegen. Wie viel Streben, wie viel Anregung ist von hier aus in alle Richtungen gegangen. Was würden die vielen hervorragenden Männer der Vergangenheit sagen, wenn sie heute sähen, welches Geschlecht neugierig durch ihre verlassenen Zellen schlendert, und Savonarola, der schon einem Lorenzo magnifico Aeußerlichkeit vorwarf, wie würde er die Nachkommen jener alten, berühmten Geschlechter beurtheilen?

Sie sprach erregt, ihre Augen sprühten seltsam, während ihre feinen Lippen sich wegwerfend kräuselten.

Lucky stand in der offenen Thür und winkte bei

diesem heftigen Ausbruch schelmisch einem vorübergehenden Herrn zu, näher zu treten.

Dieser verließ den Fremdenschwarm im Seitengang, folgte ihr über die Schwelle und sah sich den beiden Damen gegenüber, ehe noch Yanthe das mildernde Wort, das sie auf der Zunge hatte, aussprechen konnte.

Sobald er Rita gewahrte, malte sich eine gewisse Betroffenheit in seinen Zügen. Schnell suchte er sich zu fassen, aber so tief er grüßte, Yanthe bemerkte seine Verwirrung.

Rita war eine viel zu gewandte Weltdame, als daß es ihr nicht hätte gelingen müssen, ihm augenblicklich über eine Verlegenheit, die nur sie verstand, wegzuhelfen.

Ah, Conte Farnese — und scheinbar herzlich streckte sie ihm die Hand entgegen — „Sie wieder einmal in Firenze la Bella! Was führt Sie in ein Kloster, der Sie doch sonst nicht gerade ein Freund der Mönche sind?"

Dasselbe was Sie, Signorina, auch hergetrieben haben wird. Nur die Langeweile."

„Und sind Sie ihr glücklich entronnen?"

„Nein, durchaus nicht. Ich kenne nichts Tödtenderes als den Anblick dieser eintönigen Zellen, und wenn ich mir das Leben vorstelle, das diese Mönche, wenigstens wenn sie die Ordensregeln beobachteten, hier geführt haben müssen, so bekomme ich wahrlich Gähnkrämpfe."

„Ei, Herr Graf, ich denke die herrlichen Malereien des Fra Angelico könnten uns beweisen, daß die Mönche

auch zu Zeiten, da sie sich nicht mit Schmausen, Zechen und allerlei Kurzweil den Tag vertrieben, ihr Leben zu schmücken verstanden. Vielleicht besser als wir!"

Conte Farnese biß sich auf die Lippen. Er war ein Mann, dem nichts zur vollendeten adligen Schönheit des vornehmen Italieners fehlte, als der belebte Ausdruck. Seine Züge überraschten durch edle, regelmäßige Linien, sein schwarzes Haar und der wohlgepflegte, zierlich gekräuselte Bart waren von einer Tiefe der Farbe, die angenehm mit dem südlichen Colorit seines Antlitzes übereinstimmte und die schön geschwungenen Augenbrauen konnten classisch genannt werden, dennoch war er weiter garnichts als nur ein „schöner" Mann, bei dessen Anblick man unwillkürlich Lust zum Einschlafen verspürte. Seine tiefdunkeln müden Augen blickten so öde unter den langen, halbgesenkten Wimpern hervor, daß ihr matter Strahl Ungeduld hervorrief und diese schien auch Rita zu empfinden, denn während sie die Zelle verließen, gab sie ihm einen leichten Schlag mit ihrem Fächer auf den Arm und sagte ironisch:

„Nun Herr Graf, langweilen wir Sie nicht mit Kunstenthsiasmus! Berichten Sie, haben Sie endlich einen chapeau claque nach Ihrem Geschmack gefunden?"

Der Graf verstand die Satire nicht, da ihm sein chapeau claque im Ernst viel interessanter war als Fiesole's Wandmalereien, und während er an dem berühmten „englischen Gruß" vorüber ging, ohne ihn auch nur anzusehen, antwortete er mit einem aufrichtigen Seufzer:

„Ja, endlich habe ich einen nach Wunsch erhalten, freilich erst nach unsäglicher Mühe, denn weder in Rom, noch Neapel, noch Florenz war einer nach meinem Geschmack zu haben.“

„Da bin ich wahrlich gespannt, welche Stadt so glücklich war, Sie zu befriedigen?“

„Paris. Denn was von da kommt, ist wirklich ‚distinguirt‘.“

„Wie sieht denn dies Wunder von Hut aus?“ Ihr Gesicht blieb sehr ernsthaft, sie wollte heute durchaus nicht die Boshafte sein. „Können Sie ihn mir nicht beschreiben?“

„Gewiß. Er hat die feinste Form, die Sie sich denken können. Ich habe ihn mit weißem Atlas füttern und meinen Namenszug nebst Wappen in purpurrother Seide hineinsticken lassen, die Krone darüber ist aus Goldfäden — c'est très-élégant.“

„Das kann ich mir denken. — Und wo beabsichtigen Sie diesen Winter die Gesellschaftssaison zu verleben?“

„Wieder in Rom.“

Er gab, zu Yanthens Erstaunen, diese Antwort nur zögernd und Rita schien von derselben so unangenehm berührt, daß sie nichts erwiderte. Es entstand eine peinliche Pause.

„Signorina, wann kehren Sie nach Rom zurück?“ fragte er zuletzt mit mühsamer Ruhe.

„Wahrscheinlich morgen schon. Wir waren den ganzen Sommer auf Reisen, da wird es Zeit heimzu-

kehren. Nach dem ewigen Wechsel sehnt man sich schließlich nach Ruhe."

Yanthe lächelte schwermüthig.

„Von welcher Ruhe sprichst Du eigentlich? Von unserer Ruhe in Rom? Bei der Völkerwanderung, die jeden Winter über unsern Palast hereinbricht, kann wohl von Ruhe keine Rede sein."

„Ach, warum erinnerst Du mich schon jetzt an das Treiben! Ist es nicht frühe genug, darüber zu seufzen, wenn es da ist? Noch sind wir frei und der Hauptschwarm kommt erst nach Weihnachten. Bis dahin will ich nur meiner eigenen Neigung leben! Ohne Rücksichten — ohne Salonsklaverei!"

Sie erreichten den Ausgang. Draußen auf dem Platz führte Yanthens Gatte seinen Bernhardiner spazieren.

„Dear old Barry, Du durftest nicht mit den Damen in's Kloster gehen, poor old Barry!" Dabei kraute er gutmüthig das Thier, während seine Frau ihn bat, den Hund nicht „poor" zu nennen, er sei durchaus nicht „poor"; er aber lachte passiv und wiederholte ungerührt fortwährend: poor old Barry!

Die Equipage hielt vor dem Klosterhof. Conte Farnese half Rita zuvorkommend beim Einsteigen.

„Sie verbannen mich diesen Winter nicht ganz aus Ihrer Nähe?" flüsterte er und in seinem Auge zuckte ein eigenthümlich leidenschaftlich lauernder Blitz auf.

„Wie sollte ich!"

Gleichgiltig lehnte sie sich in den Fond zurück und hielt den Fächer halb vor ihr schönes Gesicht, um seinem forschenden Blick auszuweichen.

„Sie wissen ja, daß unser Haus allen Bekannten offen steht!"

Der Wagen rollte dahin.

Spöttisch wandte sich Rita zur Schwester: „Welche Ironie des Schicksals, daß uns gerade Farnese bei unserm Gespräch in Savonarola's Zelle überraschen mußte! Mein Stoßseufzer über die moderne Aristokatie dieses gesegneten Landes sollte gleich gerechtfertigt werden!"

Verstohlen sah Yanthe zu ihrem Gemahl hinüber und athmete erleichtert, da er nicht zuhörte, sondern müde die Augen schloß und in sich hineinträumte.

„Ich weiß nicht, was Du gegen Farnese einzuwenden hast. Er ist nicht schlimmer als die meisten."

„Das ist ja das Unerträgliche, daß sie einer wie der andere sind, schlaff, ohne Leben, träge. Und je vornehmer und reicher, um so verweichlichter! Wann ist in einem dieser Römer, mit den Namen voll beschämenden Ruhmes, Energie? Um welche Interessen dreht sich Farnese's Leben? Nur um seine Handschuhe, seine Parfums, seinen chapeau claque und seine zahmen Affen, mit denen er den ganzen Tag spielt! O, ich habe sie satt, diese geschniegelten Gecken, die nichts weiter auf Gottes Erdboden thun, als schlafen, diniren, Visiten abstatten und Corso fahren, um sich in ihren neuen Moden auf Monte Pincio sehen zu lassen!"

„Du läßt auch kein gutes Haar an ihnen. Daß Farnese ein selten schöner Mann ist, kannst Du nicht leugnen, und sein alter Name ist doch auch nicht zu verachten.“

„Wie magst Du den hervorheben! Gerade sein berühmter Name, da er selbst so unbedeutend ist, zeigt seine eigene Kleinheit um so schärfer. Mit Grausen denke ich an das fade Geschwätz, das uns diesen Winter in den Gesellschaften und Empfängen wieder umschwirren wird. Unser Leben in Rom könnte so schön sein, wenn es nur ein anderes wäre!“

Rita, die frische, lebenslustige, feurige Weltdame seufzte, während die elegante Equipage sie leicht und schnell durch die lachende Landschaft zum Thor hinaus und die Höhe von Fiesole hinauf trug.

Zwischen den grauen epheuüberhangenen Mauern öffneten sich schmale, herrliche Durchblicke in das Thal. Immer reicher kam die Stadt zum Vorschein, mit dem marmorbekleideten Dom und Giotto's schlankem Glockenthurm, im Schmuck der reizenden Marmorsäulchen. Trotzig ragte der zinnengekrönte Palast Vecchio über alle Dächer fort, hinauf in den blauen Aether.

„Warst Du gern in Fiesole?“ fragte Ianthe.

„Ja, die Tage waren so köstlich, daß man alles Elend vergaß. Täglich fuhren wir nach Florenz und weiteten die Seele aus in den Gemäldegallerien. Was müssen das für Zeiten gewesen sein, da die Macht der Medicäer auf ihrem Gipfel stand und Lorenzo sich nur

freute, sein Geld so gut anzuwenden, wenn die Kunstwerke, die er in's Leben rief, Hunderttausende kosteten!"

Eine Terrasse überbrückte den Weg. Aus üppigem Grün schaute die Villa Palmieri hervor, die Boccaccio ihren Ruhm verdankt.

„Hier ist klassischer Boden," bemerkt Rita. Sobald der Weg noch steiler wird, laß' uns aussteigen, damit ich Dir die Reste cyklopischer Mauern und den Blick von der Höhe zeigen kann. Dein Mann und Lucky bleiben wohl lieber im Wagen."

„Nein. Ich steige aus. Ich will auch mit!" entschied Lucky höchst bestimmt.

Rita fixirte das Kind eisig.

„Du willst? Wenn wir es erlauben, dann darfst Du. Sitze übrigens anständig. Aus Dir wird niemals eine Lady!"

Lucky verzog die Unterlippe, der Tante heimlich einen wüthenden Blick sendend. Nach einigem Zaudern änderte sie widerwillig ihre Stellung, um den gebietenden Blitz aus Rita's Augen nicht zum zweiten Mal auf sich zu ziehen. Die sonst Keinem gehorchte, hatte vor diesen Augen Respect und nichts war ihr unbehaglicher, als wenn dieselben so kritisch geringschätzig auf ihr ruhten und jeden Widerspruch vernichteten.

Der Wagen erreichte Fiesole, das bei aller Kleinheit der Geburtsort so vieler hervorragender Männer geworden und noch heute wegen seiner zierlichen Strohgeflechte berühmt ist. Die Florentiner Stroharbeiten sind über die

ganze Erde verbreitet. Zu Tausenden kommen sie aus diesem bescheidenen Städtchen auf dem Vorberge des Appennin, fast vor jedem Hause sieht man fleißige Hände damit beschäftigt.

Ein Heer von Weibern und Kindern, mit zierlichen Körben, Taschen und Fächern, umringte den Wagen und quälte die Herrschaften, sie möchten ihre Waaren kaufen. Eine suchte die Andere fortzudrängen und zu überschreien, immer Neue kamen aus den offenen Hausthüren herbeigestürzt. Der Kutscher gab den Pferden die Peitsche, scheltend stob die Schaar auseinander. Nur ein halbwüchsiges Kind rannte so lange dem Wagen nach, bis Yanthe Erbarmen fühlte.

Immer bescheidener wurde die zuerst übertriebene Forderung des Kindes, immer bescheidener. Als ihm der erflehte Verdienst endlich zugeworfen wurde, rannte es frohlockend davon.

Die Reisenden gelangten mittlerweile an den Punkt, wo sich ein Weg zur Villa ihrer Freunde abzweigte, bei denen sie den Abend verbringen wollten. Ein naher Fußpfad führte auf den Gipfel, wo die Kapelle steht.

Der vom Kreischen der Weiber aus sanftem Schlummer erweckte Gemahl Yanthens zog es vor, nach der Villa zu fahren, während die Damen ausstiegen, den Umweg über die Höhe zu nehmen.

„Nun Lucky, wenn Du gerne mitgehen willst, kannst Du kommen!“ befahl Rita.

„Ich habe keine Lust.“

„Dann bleibe.“

Das Kind knirschte mit den Zähnen.

Langsam stiegen beide Schwestern die Stufen empor bis zur höchsten Spitze und setzten sich oben auf die bemoosten Steine. Aus der kleinen Kapelle hinter ihnen erklang Orgelspiel und einförmig lateinisches Summen der Priester. Vor ihnen erhob sich ein schlichtes, graues Holzkreuz. Auf dem steingefaßten Platz drunten spielten Kinder im Schatten der Tannen.

Unzählige Ortschaften lugten im Grün aus dem weiten, weiten Arnothal zu ihren Füßen. Rechts wurde der Blick auf Florenz durch hohe Mauern scharf abgeschnitten, links blaute der Appennin zwischen dunklen Cypressen, seine höchsten Kuppen bereits violett angehaucht, der erste Schnee des Jahres auf den Hängen. Graue sanfte Wolkenschatten verloren sich am Horizont in zarten Farbentönen. Die Berge bei Siena erschienen fast durchsichtig wie die Luft selbst, links das Gebirge unbeschreiblich weich in seiner Bläue, alle Linien ineinanderfließend und doch nicht unbestimmt, nur getränkt von Schönheit und von Licht.

„Wie viel schöner ist diese Landschaft, als die römische!“ rief Yanthe warm. „Es ist als ob aller Zauber Italiens besonders verschwenderisch über dies eine Thal ausgegossen wäre.“

„Nein, wenn ich vergleichen soll, ziehe ich den römischen Charakter vor,“ antwortete Rita. „Wo hier traumhafte Lufttöne ihre zarten Schleier um Alles weben, herrscht dort mächtige Stimmung, selbst in öder Einsam=

keit, die Linien sind streng, — in den Farben ist intensive Gluth — mich zieht die Kraft an."

„Ich weiß es wohl, Du giebst überall Rom den Vorzug."

„Ja gewiß. Keine Stadt, keine Gegend der Welt, so weit wir auch umhergeschweift, ist mir so sympathisch."

„Dennoch hast Du an den Römern immer viel zu tadeln."

Rita runzelte leicht die Stirn.

„Freilich. Ich weiß, worauf Du anspielen willst. Ist es meine Schuld, wenn mir Farnese und Seinesgleichen nicht gefallen? Sie sind mir unerträglich."

„Ich fürchtete es wohl, Du hast Farnese diesen Sommer abgewiesen."

Rita pflückte sich Gräser, die zwischen den Stufen wuchsen und ließ sie spielend durch ihre Finger gleiten.

„Es thut mir leid, daß seine Befangenheit es Dir verrathen hat. Ja, ich that es, warum soll ich es leugnen. Er war sehr thöricht, zu glauben, daß ich für ihn jemals Neigung empfinden könne. Er ist zu fade!"

„Vielleicht ist er lange nicht so fade, wie Du denkst — er ist nicht leicht zu kennen. —"

„Du mußt immer in Schutz nehmen, Yanthe. Gut, so will ich Dir gestehen, weshalb ich Farnese nicht nur verachte, sondern verabscheue, ja beinahe f ü r c h t e. Er ist nicht nur harmlos leer, wie er scheint, sondern, was schlimmer ist, ebenso schwach wie herzlos. Ein willenloses Werkzeug in der Hand der Jesuiten. Glaube mir,

die heiligen Väter von Gesù können ihn zu allem bringen! Seine Freundschaft mit Principessa Beatrice, die seine Eitelkeit genau kennt, ist sehr verdächtig. In diesem Sommer war er in einen so unreinen Proceß verwickelt, daß er mir viel zu denken gab. Wer weiß, wozu ein Mensch von seiner innern Haltlosigkeit nicht fähig ist! Dies Mißtrauen und ein eigenthümlicher Ausdruck in seinen müden Augen, macht ihn mir unheimlich. Bedauerst Du etwa, mich nicht als Contessa Farnese sehen zu sollen?"

„Nein aber ich bedaure, daß Du Jeden abweist, der sich um Deine Hand bewirbt. Die Zeit wird kommen, wo Du es empfinden wirst, allein geblieben zu sein."

Bei dem weichen Ton der Schwester konnte Rita ein satirisches Lächeln nicht unterdrücken.

„Ich bin nicht aus so hingebendem Stoff wie Du, die nicht leben kann, ohne sich aufzuopfern. Du entschlossest Dich lieber ohne Neigung zu heirathen, als garnicht, nur um Jemanden zu haben, für den Du Dich selbst verleugnen könntest, ich aber — hu, wenn ich diese wundervollen Männer sehe und mir dächte — —", sie schüttelte sich übermüthig — „das ganze endlose Leben neben einem so langweiligen Manne hergehen zu sollen und darüber noch glücklich zu sein — nein, Yanthe, das kannst Du nicht von mir verlangen!"

Die Andere wurde von ihrem heitern Grausen mit fortgerissen, sie mußte aber begütigen, das lag in ihrer Natur.

„Ei, alle sind doch nicht langweilig, die sich Dir zu nähern suchten. Herr von Schadowitz konnte z. B. köstlich amüsant sein.“

„Der war ein Deutscher!“ rief Rita entrüstet. „Und diese Deutschen, die im Stande sind, ihre Saucen und Fische mit dem Messer zu essen und den Franzosen Elsaß raubten, sind mir noch antipathischer als die Römer.“

„Aber Trägheit und Mangel an Energie kannst Du ihnen wenigstens nicht vorwerfen.“

„Freilich nicht, aber ihre Allwissenheit ist mir unausstehlich. Viel unausstehlicher als die Unwissenheit anderer Nationen. Hatten nicht fast alle Preußen, die wir kennen lernten, zwei bis drei Examen bestanden und strotzten so von Examensweisheit, daß sie uns womöglich auch examiniren wollten? Wie oft wollte Herr von Schadowitz mir auf den Zahn fühlen! Zu seiner Verzweiflung erklärte ich ihm dann kaltblütig, ich wüßte nicht einmal, wann und von wem Amerika entdeckt sei; der Schlag rührte ihn fast ob solcher Antwort!“

„Uebermüthig streichelte sie mit den Gräsern ihre linke Hand, an deren kleinem Finger ein prachtvoller Diamant blitzte und während sie bis dahin englisch gesprochen hatte, schloß sie, gleichsam um ihren Abscheu zu bekräftigen, französisch:

„Non, ces Allemands avec leur langue barbare — — des gens impossibles!“

„Ich weiß, daß die Meisten das Schicksal trifft, von Dir für ganz „unmögliche Menschen“ erklärt zu

werden," antwortete Yanthe bekümmert, „aber ich bin doch gespannt, ob sich nie die Sprödigkeit rächt, mit der Du Dich gegen jeden Angriff auf Dein Herz panzerst, ob nie der Augenblick kommen wird, da Du Dich unbefriedigt fühlst?"

„Unbefriedigt?"

Es war ein merkwürdiger Ton, in dem Rita gedehnt das Wort wiederholte. Sie wollte nicht zugeben, daß es sie in der tiefsten Seele getroffen hatte.

„Unbefriedigt?"

Schweigend starrte sie in die Landschaft hinaus.

O wie schön war die Welt und besaß sie nicht Alles, was das Leben schmücken kann?

Sie war blendend schön, herrschte in allen Cirkeln als das gefeierte, geistreiche Mädchen und ihr unermeßlicher Reichthum lockte, so abweisend sie auch zu sein pflegte, immer neue Bewerber an, dennoch dachte sie mit geheimem Schauder an die Wintersaison, die sie dies Jahr wieder in Rom verleben wollte, in der Stadt, in der sie am liebsten lebte. Sie wollte nicht gestehen, daß sie entbehrte, bitter entbehrte, und daß das glänzende Gesellschaftstreiben ihr Herz nur doppelt arm und einsam ließ.

Gedankenvoll beobachtete sie, wie die Sonne tiefer sank und Alles wärmer, satter färbte. Hinter den zackigen Marmorbrüchen von Carrara erglühte der Abendhimmel purpurroth, die schöngeschwungenen Gipfel vor denselben wurden violett, die Abhänge des Vordergrundes dagegen zart lila und hyazinthblau. Wie mit Silberglanz über-

haucht erschienen Berg und Thal, denn allüberall standen Olivenbäume zerstreut, und während die Abendsonne auf ihren graublausilbernen Blättern und Stämmen flimmerte, brachte dies ein seltsam zauberhaftes Licht hervor. Der Arno blitzte in der Ebene, an seinem Ufer lagen Hirten um ein Feuer, singend zog ein schwarzlockiger Bube auf seinem Esel durch den Abend dahin.

Rita strich mit der Hand über die Stirn und erhob sich.

„Laß uns gehen!“ sagte sie rauh und gebietend. „Träumen und Denken kann ich nicht ertragen. Auch wird es Zeit für uns.“

Der Weg führte sie an der alten cyklopischen Mauer vorüber. Dort saß ein Mädchen und gönnte sich kaum Zeit in den Sonnenuntergang hinauszuschauen. Sie hatte den einfachen Webstuhl vor sich aufgeschlagen und webte emsig feine Strohspitzen, ihr altes Mütterchen spulte gelbe Baumwolle zum Einschlag. Sie ließ sich garnicht stören. Nur einmal schlug sie das braune Auge auf und bat um einen Soldo. Zwei kecke Dirnen, die dagegen vor ihrer offenen Hütte arbeiteten, riefen Rita lustig an und zeigten ihr, als sie näher trat, wie sie ihre Fächer gar geschickt zu fertigen wußten.

Sie warf ihnen ein Geldstück in den Schooß und hörte sie hinter sich hell vor Vergnügen kichern.

„Diese fröhlichen Menschen, die man mit so Wenigem glücklich machen kann, sind beneidenswerth!“ rief sie heftig.

„Würdest Du aber mit ihnen tauschen?“

„Schwerlich. Sie dagegen gewiß nicht mit mir, wenn sie mein Leben kennten!“

„Du bist heute verstimmt, Rita!“

„Ich, verstimmt? Und weshalb etwa?“

Spöttisch deutete Rita auf die Villa ihrer Freunde, aus der ihnen eine heitere Gesellschaft von Herren und Damen entgegenkam.

„Du sollst Dich bald von meiner guten Laune überzeugen, denn glaube mir, ich bin so zu Scherz und Witz aufgelegt, daß alle Gäste sich amüsiren werden!“ Indem sie dies betheuerte, begrüßte sie die Ankömmlinge herzlich und legte ihr kluges Gesicht in die heitersten Falten, hinter denen je eine gewandte und stolze Weltdame ihre innere Oede maskirt hat.

Viertes Capitel.

„Fern wie der Heimat Nebelgewölk
lag jegliche Sorge
Und zu leben allein schien mir, zu
athmen, ein Glück."

Geibel.

Die Lokomotive pfiff ohrenzerreißend, aber ihr schriller Ton klang Marx wie die lieblichste Musik, denn als der Zug hielt, riefen die Schaffner: Roma!

Das Bewußtsein, dies langersehnte Ziel endlich erreicht zu haben, durchrieselte ihn mit berauschender Wonne.

Schon indem er sich in der offenen Droschke nach dem Gasthof fahren ließ, übten die eigenthümlichen, stets wechselnden Bilder, die seinem Blick begegneten, ihre Anregung auf ihn aus. Der Kutscher fuhr über den Monte Cavallo. Oben vor dem Quirinal stand das Volk in dichten Gruppen umher und wartete auf die Ablösung der königlichen Wache. Er sah prächtige Köpfe unter den Männern, Köpfe, wie er sie bis dahin noch

kaum in Italien gesehen und wie sie sein Künstlerauge fesseln mußten. Während der Wagen über die Piazza rollte, schmetterten Fanfaren. Der König kam von der Jagd zurück. Wie stimmten die jubelnden Klänge zu des Malers Stimmung, denn jetzt fuhr der Kutscher ihn langsam oben neben der Brüstung entlang, und er sah hinaus auf das herrliche Panorama. Unzählige Kuppeln und Thürme erhoben sich vor ihm aus dem Meer der Häuser und Paläste, und im Hintergrund ragte der Riesenbau St. Peter's, von der Abendsonne goldig angestrahlt. Der ganze Himmel glühte am Horizont wie geschmolzenes Gold, rosige Wolken schwammen leise darüber hin und zarte blaue Dünste wallten empor aus den Straßen, die höher liegenden Gebäude mit ihren Schleiern umziehend. In schnellem Trabe ging es dann bergab, durch enge Gassen unten, vorüber an plätschernden Brunnen und an Häusern, in deren ganzes Innere er hineinsehen konnte, zuletzt hielt der Wagen vor dem Albergo della Minerva.

Im Gasthof war es voll von Fremden, doch erhielt er noch ein behagliches Zimmer, und als er dasselbe betrat, bemächtigte sich seiner jene frohe Ruhe, die uns ergreift, wenn wir hoffen, ein besonders köstliches Gut nun auf längere Zeit genießen zu dürfen. Er trat an's offene Fenster und beobachtete eine Weile das Treiben draußen auf dem kleinen Platz. In der Mitte desselben stand ein Elephant aus altersgeschwärztem, weißem Marmor mit einem ägyptischen Obelisken auf dem Rücken, um den sich eine Schaar schwarzhaariger Burschen

kreischend herumjagte. Mehrere Kapuziner mit dunklen Augen und schneeweißen, bis auf die Brust niederwallenden Bärten kamen aus der naheliegenden Minervakirche, zwei schöne Mädchen im rothen Mieder, das buntgestreifte Tuch kunstvoll zusammengelegt auf dem Haupte, schritten in stolzer Haltung durch das lärmende Volk.

Ueberall Gestalten, an denen man seine Freude hat, Vorbilder, wie ich sie mir nicht besser wünschen kann! rief er begeistert. Hier will ich arbeiten, wie ich noch nie gearbeitet habe und nicht eher wieder fortgehen, als bis ich etwas Gutes geleistet!

Ein wahrer Heißhunger ergriff ihn, nach allen Seiten hin zu sehen, zu lernen. Er fühlte, daß er hier auf Schritt und Tritt Förderung finden konnte, wenn er wollte. Gleich nach dem Mittagessen durchstreifte er einige Straßen. Die bunt ausstaffirten Gemüseläden mit ihren leckeren Früchten, sowie die offenen Werkstätten, in die man bis hinten hineinsehen und jeden Handwerker bei seiner besonderen Arbeit genau beobachten konnte, boten ihm unerschöpflichen Stoff, und oft blieb er lange stehen, um eines der vielen charakteristischen Bilder, die er überall entdeckte, still in sich aufzunehmen und jedes ausdrucksvolle Gesicht sich einzuprägen. Fast bei Allem, was seine Aufmerksamkeit, aus irgend einem Grunde auf sich zog, suchte er sich klar zu machen, wie er es am wirkungsvollsten darzustellen haben würde und ruhte nicht eher, als bis er dies Geheimniß herausgefunden.

Dank seines anhaltenden und ernsten Fleißes, hatte er sich bereits eine anerkennenswerthe Technik erworben, hier hoffte er, dieselbe durch tüchtiges Studium noch so weiter zu entwickeln, daß er hinter keinem modernen Meister zurückbliebe, dessen Leistungen er bewunderte. Obgleich in seiner ganzen Auffassungsweise entschieden dem Idealen zugewandt, gehörte er, als echter Sohn seiner Zeit, in seiner Kunst durchaus der realistischen Richtung an und suchte sein Höchstes darin, die Natur in seinen Werken so täuschend wie möglich wiederzugeben. Während des französischen Feldzuges war er einmal bei Paris in das Atelier eines Malers gekommen, wo er ein eben vollendetes Bild auf der Staffelei hatte stehen sehen, welches in Bezug auf Modellirung alles übertraf, was er bis dahin kennen gelernt. Der Gegenstand an und für sich war reizlos und gleichgiltig — nur ein alter Fischer, der sein Boot flickte — aber die Ausführung so überraschend lebendig, daß man jeden Augenblick erwartete, der alte Mann, der vorne am Strand mit dem Hammer in der Hand kniete, könne auf den unheimlichen Einfall kommen, aus dem Bilde herauszutreten und den Beschauer anzureden.

Dies Bild hatte Marx einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen, weil er bis dahin eine so ausgezeichnete Wiedergabe des wahren, pulsirenden Lebens nicht für möglich gehalten. Seitdem wußte er, was ihm noch fehlte, welche Wirkung aber auch er noch erreichen wollte. Als er darum heute zuerst die Stadt durchschweifte, entging seiner Aufmerksamkeit kein eigenthümlicher Licht-

effect, kein poetisches Helldunkel, keine fremdartige Farbenzusammenstellung, und so wußte er schon nach einer Stunde, daß Rom ihm auch in dieser Hinsicht eine Fundgrube werden würde.

Ganz in seine Beobachtungen vertieft, gerieth er in den Corso. Hier folgte eine Equipage der anderen; die schönen Römerinnen kamen mit ihren Cavalieren vom Monte Pincio und aus der Villa Borghese zurück, auf dem schmalen Bürgersteig standen die römischen Stutzer in dichten Reihen und sahen so ernsthaft in jede Carrozza, als sei diese Beschäftigung eine Pflicht, auf deren gewissenhafte Erfüllung alles ankäme. Wohin er kam, auch auf der Piazza Colonna, die stillen Müssiggänger, die „spazieren standen."

Beim langsamen Schlendern glaubte er plötzlich einen brennenden Blick auf sich ruhen zu fühlen. Unwillkürlich wandte er sich zur Seite und bemerkte dicht hinter sich ein kleines, elegantes Gefährt.

Es war ein mit zartem, hellgrauem Atlas ausgeschlagenes Coupé, das von zwei Isabellen gezogen wurde. Lebhaft vorgebeugt, saß ein Mädchen darin und zog bestürzt den Kopf zurück, als er den Blick auffing, mit dem sie seine Gestalt verschlang.

Das galt mir doch nicht? Und das war doch nicht meine kleine Reisegefährtin vom Brenner? Unmöglich!

Ein Diener, in schwarzem Frack und weißer Cravatte, saß neben dem Kutscher auf dem Bock, während ein kleiner Mohr hinten auf dem Schlag stand. In der nächsten Minute war das zierliche Gefährt schon zwischen den vielen

anderen verschwunden. Betroffen blieb er stehen. Es war etwas so außerordentlich Dämonisches in den schwarzen Augen gewesen, daß es ihn erregte.

Thorheit, sagte er zwar zu sich selbst, Deine Phantasie spielt Dir einen Streich, jene Augen konnten keinem Kinde gehören! und er suchte das kleine Erlebniß zu vergessen, aber es gelang nicht. Neben Lucky, denn sie war es gewesen, saß eine Französin, deren scharfen Augen der fieberhaft leuchtende Ausdruck ihres Zöglings auffiel, ebenso wie die athemlose Bewegung, mit welcher derselbe sich zum offenen Fenster hinauslehnte.

„Kanntest Du den Herrn?"

„Welchen Herrn?" fragte Lucky mit gutgespielter Unbefangenheit.

„Nun — den mit dem unverkennbar deutschen Typus."

Offen sah Lucky ihr in's Gesicht und verzog die Lippe ziemlich schnippisch.

„Woher soll ich den kennen? Nie in meinem Leben habe ich ihn gesehen."

Und ich möchte wetten, daß sie das wieder erlügt! dachte die Französin, mißtrauisch das Kind fixirend, da dasselbe aber mit der größten Unschuld ihren Blick aushielt, wurde sie an ihren Zweifeln irre.

Die Pferde lenkten in den von Granitsäulen getragenen weiten Hof eines altersgrauen Palastes ein, der Mohr öffnete den Schlag und Lucky sprang heraus.

„Renne nicht so!" schalt die Französin, welche die weißen polirten Marmortreppen nicht so schnell hinauf-

kommen konnte, wie ihr leichtfüßiger Zögling, der ihr zum Verdruß immer zwei Stufen für eine nahm.

„Wie unpassend, Lucky, vous êtes comme un garçon!"

„Justement, comme un garçon! qu'est-ce que cela vous fait?"

„Oh!" pustete die Empörte ganz außer Athem, als sie vor der Thür ankamen und die Klingel zogen: „Vous êtes une petite sauvage — abominable!"

„Et vous êtes un ange, Madame, je vous aime de tout mon coeur! Je vous adore!"

Der Bediente öffnete die Thür und die kleine muthwillige Bosheit rannte durch die lange Flucht der Salons.

Vergebens schalt die Französin, sie solle kommen und ihre Arbeiten für die Lectionen anfangen.

„Pour les leçons? Pah! Ne m'ennuyez pas tellement, Madame, je vous en prie!"

„Impertinente!"

Aber Lucky hörte nicht mehr auf die Liebeserklärung, sie war schon in ihrem Zimmer.

„Puh! Diese unausstehliche Madame Pierrot," stöhnte sie, „dieser geputzte Pfau, diese dumme Gans! Hurrah, daß ich ihr endlich entwischt bin!"

Ohne auf ihr kostbares, dunkelrothes Sammetkleid mit der breiten pariser Schärpe zu achten, warf sie sich nachlässig auf ihre Chaiselongue und rollte sich gemüthlich wie eine Kugel zusammen. Vorsichtig lauschend, ob auch von keiner Seite Jemand käme, zog sie dann ein Blatt, das auf ihrer Brust geruht hatte, aus ihrem ge-

stickten Hemdchen und las es nachdenklich wie eine Erwachsene.

„Wenn ich es nur anzufangen wüßte, ihn in's Haus zu schmuggeln!" seufzte sie ungeduldig. „Ich dächte mir so gern eine List aus. Das schlimmste Hinderniß bliebe immer Tante Rita. Sie kann die Deutschen nicht leiden und ist darin unverbesserlich."

Schnelle Schritte ließen sich von draußen vernehmen. Blitzschnell versteckte sie ihr Gedicht und streckte sich auf den seidenen Kissen hin, als ob sie, von Müdigkeit übermannt, soeben eingeschlafen wäre. Eine italienische Jungfer guckte in die Thür:

„Madame läßt Ihnen sagen, Sie möchten augenblicklich zum arbeiten kommen."

Keine Antwort.

Die Jungfer schlich leise näher.

„Ah, Signorina schläft; meinetwegen! Ich werde mich hüten, diesen Unhold zu wecken; Madame mag selber sehen, wie sie mit ihr fertig wird!"

Dann schlug sie hinter sich die Thür zu; gleich darauf blinzelte Lucky pfiffig mit den Augen:

„Madame kann lange warten, bis ich aufwache! Ich habe an etwas Besseres zu denken, als an ihre thörichten Aufgaben!" und zärtlich träumend schloß sie die langen Wimpern.

Fünftes Capitel.

„Wer liest das leere Blatt?
Wer sagt: so war es einst? — Hier herrscht
zwiefache Nacht."

Byron.

Gleich in den nächsten Tagen sah Marx sich zuerst nach einer passenden Wohnung um. Nach längerem Suchen fand er eine solche in der Via della Consolazione und zwar in einem der ersten Häuser hinter dem Capitol, dicht neben der Treppe, die zum Forum Romanum hinunterführt. Ein junger, deutscher Archäologe, den er kennen lernte, wohnte dort in demselben Hause, und empfahl ihm die Wohnung. Sobald Marx sie sah, war er entschlossen, sie zu nehmen, denn sie lag nach Norden, hatte außer einem kleineren ein hohes, geräumiges Zimmer, das sich trefflich zum Atelier eignete und aus den Fenstern sah er die Ruinen des alten Roms, vom Saturntempel an bis zum fernen Colosseum. Wenn er auch wußte, daß seine meisten Kunstgenossen andere Gegenden im Innern, wie die Via Sistina, vorzogen und dort

Modelle leichter zu haben waren als hier, so hatte dies keinen Einfluß auf seinen Entschluß. Es lag nicht in seiner Absicht, jetzt mit anderen Künstlern viel zu verkehren und die Modelle, die er brauchte, gehörten nicht zu denen, welche an der spanischen Treppe warteten.

In wenigen Stunden hatte er sich in den kahlen Wänden seiner neuen Behausung eingerichtet. Er war mit wenig Gepäck gereist, deshalb wollte es noch nicht gelingen, dem Atelier ein behagliches Aussehen zu verleihen. Zuerst erschien es ihm recht frostig und öde, aber er wußte, das sollte mit der Zeit schon anders werden; als leidenschaftlicher Sammler hatte er das Talent, sich überall mit verhältnißmäßig geringen Mitteln alterthümlichen Hausrath zu erhandeln, brauchte er doch immer merkwürdige Geräthe, Waffen und Stoffe für seine Gemälde. Mit fieberhafter Ungeduld freute er sich auf die Arbeit, nach so langem, schwerem Entbehren, aber die erste Zeit verstrich, ohne daß er im Stande war, den Pinsel anzurühren. Alles Neue, was er täglich sah, überwältigte ihn zu sehr, nahm seinen Geist zu ausschließlich in Anspruch — er konnte nur aufnehmen und immer wieder aufnehmen. Stundenlang verweilte er in den Gallerien und betrachtete die Meisterwerke dort, die er bis jetzt nur aus den Kupferstichen gekannt; sie regten ihn an und erweiterten sein Urtheil, aber von glühender Bewunderung durchdrungen für das, was die größten modernen Meister der realistischen Richtung in Farbengluth und Modellirung leisteten, ließen manche der gepriesensten Werke der großen alten Italiener ihn unbe-

friedigt, und was er an ihnen vermißte, diente nur dazu, ihn zu einer um so schärferen Beobachtung und rücksichtsloseren Wiedergabe der menschlichen Natur zu veranlassen. Nur die Natur sollte sein Vorbild sein und an diese sollte seine Kunst sich auf das engste anlehnen, das war sein Ideal und in diesem Sinne war er durch und durch Naturalist.

Ich will nicht schön in Farben zeichnen, ich will malen lernen! sagte er wohl zu sich selbst, wenn er vor der Grablegung oder der Transfiguration Raffaels stand und die stille Größe und den idealen Werth dieser Werke nicht genug anerkennen konnte, und dann ging er von Raffael fort zu einem der wenigen Bilder des Spaniers Ribera, die sich vereinzelt in den römischen Sammlungen befinden und vertiefte sich lange, lange in dasselbe — der Spanier konnte in seinen Augen wahrhaft: malen. Da lebte Alles und das Geheimniß war entdeckt, die todte Leinewand zum Reden zu bringen.

Nicht selten wurden Fremde auf den jungen Deutschen aufmerksam, der so selbstvergessen sich in eines jener Bilder verlor. Letztere gehörten gerade zu denen, an welchen alle Leute achtlos vorübergingen, weil sie ungünstig hingen oder der Gegenstand nicht anzog. Erstaunt lächelten sie dann wohl über den Sonderling, der noch immer vor demselben verweilte, wenn sie längst alle die „berühmtesten" nach einander betrachtet und begriffen nicht, was er Anziehendes an jenen verwitterten Gestalten Riberas fand. Froh ermuthigt kam Marx jedesmal von solchem Galleriebesuch nach Hause; er hoffte täglich zu-

versichtlicher, daß er selbst auch noch etwas Gutes schaffen werde. Je mehr er sah, was schon geleistet worden, je klarer glaubte er zu erkennen, was noch zu erstreben übrig blieb.

Den mächtigsten Eindruck machte Michelangelo auf ihn. Sein Lieblingsaufenthalt war die sixtinische Kapelle. Hier unter den genialen Gestalten des großen Künstlers strömten ihm neue Ideen zu, und zwar war es die Gruppe des jüngsten Gerichts, wo die Todten erwachen, die ihn besonders anregte und hinriß. Das Großartige, Grausige in derselben zog ihn an. Immer hatte er eine Vorliebe für dasselbe gehabt und im französischen Kriege manche Stunde damit zugebracht, die Schrecken der Schlachtfelder in ihrer ganzen Gewalt zu ergründen und selbst den gräßlichsten Scenen ihre geheime Poesie abgelauscht. Dort hatte er die Menschen fallen, sterben und verwesen sehen — hier in der Darstellung des jüngsten Gerichts sah er sie auferwachen und den Tod überwinden.

Links, unten auf dem Bilde sieht man eine Gruppe Todter, die vom Schall der Posaunen erweckt, sich aus der Erde, zu der sie theils schon wieder geworden sind, loslösen. Bleiche Gerippe, längst vermodert, richten sich schlaftrunken auf, Gestalten, aus deren Antlitz jeder menschliche Zug durch den Tod längst verwischt ist, starren aus schwarzen Augenhöhlen den Beschauer gespenstisch an und scheinen langsam zum Bewußtsein zurückzukehren. Man sieht gleichsam, wie in die grünlich bleichen und schwärzlichen Leiber Kraft strömt und das

Wehen eines neuen Lebens zum ersten Mal, nach langem Grabesschlummer, ihre bang erschauernden Seelen durchzuckt.

Vielleicht ist nie etwas Gewaltigeres gemalt worden, als diese lebensvolle Scene, deren Wahrheit, in gewissem Sinne an das Uebernatürliche grenzt. Ihre titanenhafte Kraft fesselte Marx mit beinahe dämonischem Zauber. Tag und Nacht stand sie ihm vor der Seele und erschien ihm wie die tiefsinnigste Offenbarung der Kunst.

Derartiges malen, aber nicht in der schlichten Manier eines Künstlers des fünfzehnten Jahrhunderts, sondern mit dem Aufgebot aller modernen Mittel, mit der verwegensten Technik unserer Zeit — wer das könnte! Welchen Eindruck müßte das hervorbringen! Auf solchen Gedanken überraschte er sich oft, denn er fühlte Kraft genug in sich, überschäumende Kraft, um in einem Werk der Welt zu zeigen, daß er Mächtiges darstellen könne, so gut wie irgend Einer und die stürmische, innere Jugendkraft stachelte ihn an, vor keiner noch so schwierigen Aufgabe zurückzubeben. Alles was er um sich her sah, bestärkte ihn in diesem Verlangen. Verließ er die Sammlungen, so widmete er seine Zeit den zahllosen Kirchen Roms. In erster Linie interessirten ihn dort die Kunstschätze, aber wenn er sich an den Altar- und Deckengemälden und den Architekturen müde gesehen, beobachtete er mit warmer Theilnahme die verschiedenen Scenen des Gottesdienstes, die sich ihm in mannigfaltiger Weise zeigten. Stand irgendwo eine kirchliche Feier im päpstlichen Kalender angekündigt, so ging er hin und

folgte ihr aufmerksam. Die Ceremonien des römischen Clerus — das Gebahren der Menge — die effectvoll erleuchteten, oft so unbeschreiblich schönen Gebäude gaben ihm dankbare Motive für sein Skizzenbuch.

In der Peterskirche hing er derartigen Studien am liebsten nach. Er ruhte nicht, als bis er sie in allen ihren verschiedenen Theilen einzeln durchforscht hatte, und sein Studium war nicht umsonst, denn bis in ihre entlegensten Winkel hinein gab es täglich Neues kennen zu lernen. Nirgends enthüllten sich ihm die religiösen Zustände Italiens — Roms — so wie hier in dem ersten Heiligthum der katholischen Christenheit, wo er sie gleichsam an der Quelle studirte. Sanct Peter ist unerschöpflich. Nur wer immer und immer wieder dort einkehrt, stundenlang den wechselnden Scenen der verschiedenen Gottesdienste dort beiwohnt und nicht müde wird, Clerus und Volk dabei zu beobachten, lernt das heilige Rom kennen, wie es jetzt ist.

Freilich, was er sah, diente nur dazu, Marx eine Enttäuschung nach der andern zu bereiten. Von den Gottesdiensten hier hatte er erwartet, daß sie wenigstens den uralten Ruhm ihrer äußerlichen Würde noch bewahrten, statt dessen fand er sie auch nach dieser Seite hin in trostlosem Verfall und tief unter dem katholischen Gottesdienst in deutschen Landen stehend. Hier priesen nur die hohen Marmorhallen Gott, während die Priester seine Altäre durch leeres Geplapper entweihten. Entsetzt sah er den rohen Aberglauben des Volkes und die Männer und Frauen, welche nacheinander oft in langen

Reihen an der alten Apostelstatue, die vielleicht einst aus einem Jupiter in Petrus verwandelt worden, vorüberzogen, um sich demüthig vor ihr zu bekreuzen. Je nachdem, voll Inbrunst oder unter spöttischem Lachen, küßten sie ihr den bronzenen Fuß, jenen Fuß, der im Laufe der Jahrhunderte halb abgeküßt ist — und so oft er auch den Gottesdiensten beiwohnte, selten sah er etwas anderes, als verknöchertes Formelwesen an seiner Statt, fast nie hörte er, da um diese Zeit noch nicht gepredigt wurde, eine andere Sprache, als mechanisches Gemurmel oder unwürdiges Geheul.

Sein Inneres wurde von diesen Eindrücken täglich auf's Tiefste verletzt. Oft ging er in andere Kirchen, um sich dort von den abstoßenden Scenen zu erholen, aber kaum hatte er sich hier eben in den Anblick eines fromm gedachten Kunstwerks versenkt, so erblickte er vor dem nächsten Altar dasselbe traurige Schauspiel gedankenlos wiederholter Ceremonien.

Am Tage aller Seelen verlebte er den ganzen Morgen in der Peterskirche. Voll fiel die Sonne durch die Fenster der Kuppel und überhauchte die bunte Marmorbekleidung des Innern mit warmem Licht. Auf dem Hochalter brannten die hohen Kerzen zur Feier des Tages und überstrahlten die ewigen Lampen, welche die Confession umgeben. Draußen erklangen die mächtigen Glocken und riefen die Gläubigen mit ihrem wundervollen Geläut zur Andacht. In großen Schaaren zog die Menge durch die prächtige Vorhalle ein, bis zuletzt ein Strom von Menschen den ganzen Riesenbau durchfluthete. Die Meisten drängten

sich in die Kapelle des linken Seitenschiffs, wo die päpstlichen Sänger um zehn Uhr sich zur großen Messe versammelten. Sobald die ersten Töne erklangen, begab auch Marx sich hierher und lauschte.

Die eigenthümliche Musik sprach ihn an und er wäre ihr gern mit ungetheilter Aufmerksamkeit gefolgt, wenn das Benehmen der zahlreich versammelten Würdenträger der Kirche nicht jede Andacht für ihn unmöglich gemacht hätte. Rings an den Wänden saßen sie in dem braunen geschnitzten Gestühl, nach ihrem verschiedenen Range geordnet, ein Cardinal im verblichenen rothen Talar, viele Monsignori in ihren abgetragenen violetten Kostümen mit den breiten originellen Pelzkragen, Priester im schwarzen Habit, — eine ansehnliche Schaar, aber mit Ausnahme Einzelner, Keiner darunter, dessen Antlitz Interesse für die religiöse Feier verrieth. Die Einen lehnten nachlässig zurück und lorgnettirten verstohlen solche, die sie unter der zuhörenden Menge für Fremde hielten, die Anderen plauderten oder lachten leise zusammen, wieder Andere ließen müde und unverhohlen gelangweilt den Kopf auf die Brust sinken, träumten oder trösteten sich mit einer Prise Schnupftaback, alle aber, wenn der Ritus es erforderte, antworteten dem Chor der Sänger in einer so unwürdigen Weise, daß jedes an eine ernste Auffassung des Gottesdienstes gewöhnte Gemüth dadurch beleidigt werden mußte. Es sollte „beten" sein, aber es war nichts als plärren. In der goldstarrenden Dalmatica fungirte währenddeß ein Priester am Altar. Die Hostie wurde gezeigt und heute den niederen Dienern der Kirche

gegeben, auch das geschah in einer so gleichgiltigen Weise, als ob es nur des Herkommens wegen abgemacht werden müßte. Als endlich der Letzte die Oblate empfangen hatte, kam ein Priester und ging langsam durch die Reihen der Geistlichen, indem er ein Weihrauchfaß vor ihnen schwang. Je nach dem Range erhielt jeder mehr oder weniger blauen Dunst in's Gesicht geschleudert, die geringeren einmal, die vornehmen dreimal, bis zuletzt die goldflimmernde Kapelle, bis oben zur Decke hinauf, von erstickenden Weihrauchwolken durchzogen war. Die Musik schloß und ein langer Zug junger Leute in feuerrothen Röcken, denen eine Brüderschaft mit einem Crucifix unter vergoldetem Dach und mit brennenden Lichtern folgte, setzte sich von der gegenüberliegenden Kapelle aus in Bewegung, um zuerst von einem Altar zum andern zu pilgern, dort jedesmal eine Weile zu knieen und dann den Chor der Geistlichen abzuholen. Diese erwachten jetzt aus ihrer stumpfen Theilnahmlosigkeit, ihrem Schlummer, ihrem leisen Geplauder und reihten sich, nachdem jeder eine große, brennende Wachskerze erhalten, der Prozession paarweise an. Ein Priester, mit der Monstranz unter dem weißseidenen Schirm, schloß den Zug. An einem Seitenaltar wurde Halt gemacht, Alle fielen auf die Kniee nieder und beteten in endlos eintöniger Wiederholung sämmtliche Heiligen nacheinander an.

Marx traute seinen Ohren nicht, obwohl er nachgerade schon manchen der alten Gebräuche bis zur Grimasse verzerrt gesehen. Dies Plärren, welches gar kein Ende nahm, ausgeführt von den ersten Geistlichen dieser Peters-

kirche, die für das erste Gotteshaus des alleinseligmachenden Glaubens erklärt wird, war so widerwärtig — er konnte nicht anders, als sich mit Trauer abwenden.

Er war außer sich. Ihm war die Kirche ein ehrwürdiger, heiliger Ort — prüfend betrachtete er einen der Geistlichen nach dem andern.

Die Meisten waren träge, feiste Gestalten, ohne einen Zug tieferen, religiösen Lebens, einige dagegen sahen schwermüthig aus, als ob sie unter dieser inhaltslosen Komödie, zu der sie sich hergaben, selbst innerlich litten, und noch wieder andere, besonders welche von den jüngeren, schienen sich fast derselben zu schämen.

Darauf prüfte er die Volksmenge, die in dichten Gruppen dem Schauspiel beiwohnte. Sie gaffen gedankenlos oder lachend ihre wunderlichen Hirten an, murmelte er — den Einen scheint es ein lustiges Ding um diese Feier, den Andern ein albernes und keiner merkt, daß er sich in einer Kirche befindet.

„Sagen Sie mir einmal, seit wann ist der Gottesdienst hier zu diesem abschreckenden Skelett geworden?" fragte er im Vorübergehen einen Landsmann, der seit vielen Jahren in Rom gelebt. „Jetzt bietet er ja nicht einmal dem Auge mehr Erbauung?"

„Nein, Sie haben Recht. Seit der Papst sich von allen Functionen seines Amtes zurückgezogen hat, büßt die Kirche hier allmählich den letzten Rest von würdevoller Wirkung ein. Ist es aber auch ein Wunder, wenn

die kirchlichen Feierlichkeiten schließlich den Charakter einer offenbaren Vernachlässigung annehmen, da seit Jahren die Gegenwart und das Auge des obersten Hirten dabei fehlt? Es wird, meiner Ansicht nach, alle Jahre schlimmer, und das Volk verliert jetzt hier das letzte, was ihm noch die Kirche Roms gab."

Mit einem Gruß ging der Deutsche weiter, Marx horchte noch einmal dem dumpfen Ableiern der Litanei und schaute zu, wie die Tausend und aber Tausende der Gemeinde, in dem ungeheuren Marmordom ungezwungen sich ergehend, auf- und niederwogten.

Abseits von den Schaaren unruhiger Spaziergänger lag hier und da ein stiller Beter vor einem der Seitenaltäre und in den zahlreichen Beichtstühlen saßen überall Geistliche mit der Angel in der Hand, lebende Symbole des Menschenfischers. Wenn Jemand nahte und niederkniete, pflegten sie seine Stirn mit der langen Angelruthe zu berühren, heute nahten sich ihnen wenige Gläubige, langsam ging Marx an den Priestern vorbei, einige schnupften, die meisten schienen sanft zu schlafen. Das stimmte merkwürdig zu dem andern.

Er verließ die Kirche. Es war ihm unmöglich, diese Eindrücke länger zu ertragen. Er mußte allein sein und den inneren leidenschaftlichen Unwillen in der Stille austoben.

Vielleicht urtheile ich übereilt, sagte er zu sich selbst, ich bin noch ein Neuling hier — kenne ich denn die

Kirche darum, weil ich ein Gotteshaus nach dem anderen besuche und in allen solche öden Dinge sehe?

Er erkundigte sich nach einem Buch, aus dem er sich über die inneren Zustände der römischen Kirche gründlich unterrichten könnte. Man empfahl ihm in der Buchhandlung „Roma papale“ — das päpstliche Rom — von Desanctis. Es enthielt dies die Enthüllungen eines Mannes, der einst als hervorragender katholischer Geistlicher in Rom angestellt gewesen und empört über die Zustände, die er hier auf dem kirchlichen Gebiet genau kennen gelernt hatte, mit Gefahr seines Lebens auf die Seite der Evangelischen übergetreten war, um dann seine Stimme muthig gegen das Papstthum zu erheben, in dem Wunsche, sein Volk aus der Knechtschaft des Aberglaubens und dem furchtbaren religiösen Verfall zu befreien. Marx las und las, und als der Abend darüber einbrach, wußte er genug, um nicht zu fürchten, die Zustände übertrieben aufgefaßt zu haben.

Tief erregt durchstreifte er, um sich zu erfrischen, einige Straßen. Zufällig sah er einzelne Leute nacheinander in ein unscheinbares Lokal, welches hart an ein Volkstheater grenzte, gehen. Aus einem Anschlagszettel an der Mauer erfuhr er, daß hier die Waldenser ihren Gottesdienst hielten. Unwillkürlich trat er ein — es verlangte ihn zu hören, wie diese treuen Protestanten, die ihren Glauben aus allen Verfolgungen heraus so tapfer gerettet, ihre Zusammenkünfte begingen. Der Raum, in dem sie sich versammelten, war äußerst schmuck-

los und die Gemeinde klein. Nach einer herzlichen Ansprache und einem kurzen Gesange der Gemeinde, hielt der Geistliche einen Vortrag. Mit ergreifender Kraft schilderte er darin, in welchem Zustande der Armuth, der Unwissenheit, des cynischen Unglaubens und des heidnischen Aberglaubens das italienische Volk versunken sei und klagte das Papstthum an, es dahin gebracht zu haben. Wie ein wilder verzweiflungsvoller Schmerzensschrei klangen seine Worte. Mit wenigen Strichen charakterisirte er einige der schlimmsten Päpste, die zuerst den sittlichen Grund der römischen Kirche untergraben hatten und bezeichnete mit echt italienischer Leidenschaftlichkeit Alexander VI. als einen Mann, vor dem selbst der Teufel den Hut habe abziehen müssen. Dabei funkelten seine Augen vor Grimm, er ballte die Faust und lachte ironisch — ein herzzerreißendes Lachen, welches in die Seele schnitt. Darauf entwarf er ein erschütterndes Bild von dem gegenwärtigen Rom. Marx mußte dabei an den öden Morgen in Sanct Peter denken und an die Enthüllungen des edlen Desanctis, weshalb seine Empfindungen in den Worten des Waldensers ihren beredtesten Ausdruck fanden. Zuletzt feuerte dieser seine Zuhörer an, durch ein frommes Beispiel für ihren evangelischen Glauben zu gewinnen und nicht müde zu werden, die Wahrheit unter ihrem darbenden Volke auszubreiten.

Mit einem sorgenvollen Seufzer ging Marx nach beendetem Vortrage heim. Er durfte sich nicht verblenden. Wie viel Aufopferung und Treue und jahrelanges, oft vergebliches Ringen gehörte dazu, ehe es dieser kleinen,

so wenige Mitglieder zählenden Gemeinde gelingen konnte, diese ganze volkreiche Stadt, in der jedes wahre, religiöse Leben ausgestorben und in Gleichgiltigkeit erstickt schien, wie das Salz zu durchdringen und zu einem neuen Leben anzufachen.

In seinem stillen Zimmer angelangt, lehnte er noch lange am offenen Fenster und schaute gedankenvoll auf die mächtige Ruinenwelt draußen. Die Schatten der Nacht umwoben die acht hohen Säulen des Saturntempels mit dem zerbröckelten Kranzgesims, den Septimius-Severus-bogen und die einsame Phocas-Säule. In der Ferne gähnten die drei tiefen Höhlen der Constantinsbasilica und hinter den letzten Häusern erhob sich schwarz und finster das gewaltige Rund des Colosseums. Alles zerrüttet — zerfallen — ein Meer von Trümmern. Eigenthümlich harmonirte der Anblick mit seiner Stimmung. Wie ebenso viele Todte erschienen ihm in dieser ungewissen, nächtlichen Beleuchtung alle diese eingestürzten Hallen und die römische Kirche wie eine Leiche, die schauerlich genug, noch auf dem Throne saß. Seine Phantasie arbeitete lebhaft, die lange Krankheit hatte seine Nerven überreizt, übermächtig erregten ihn daher die fremdartigen Eindrücke, die hier auf ihn einstürmten.

Wenn ich nur darzustellen wüßte, was ich empfinde, seufzte er beklommen. Er suchte nach einem Stoff, in den er Alles das hineinzulegen vermöchte, was' ihn hier in Rom bewegte, es war ihm zu Muth, als müsse er seine Seele frei malen. Die halbe Nacht lag er schlaflos

und grübelte. Seine Absicht war es, ein großes historisches Bild zu entwerfen, das ein Stück römischer Geschichte entrollte. Vorher hatten ihn so viel Stoffe gelockt, jetzt genügte ihm keiner. Alle erschienen sie ihm nicht ernst genug in der Umgebung, in der er sich hier befand. — Wenn er mit Erfolg schaffen sollte, mußte er sein innerstes Denken in die Gestalten hineinlegen können und welche Gestalt, welche Scene in der ganzen Geschichte Roms eignete sich dazu?

Sechstes Capitel.

„So bringt mir jeder Morgen neue Erwartungen,
und jeder Tag erfüllt sie mir.“

Mendelssohn. „Römische Briefe“.

Als Marx am folgenden Morgen spät erwachte, bedeckten trübe Wolken den Himmel; kein Sonnenstrahl konnte durchdringen, statt dessen begann ein feiner Sprühregen niederzurieseln. Zwischen den niedrigen Pilasterstümpfen der Basilica Julia bildete sich eine Pfütze nach der andern, beinahe schwarz in der Nässe erglänzten die dunkeln Säulen des Faustinatempels vor der Kirche San Lorenzo in Miranda; so schwermüthig, ja finster, hatte das Forum Romanum lange nicht ausgesehen. Er konnte sich nicht entschließen, in diesem unfreundlichen Wetter draußen etwas zu unternehmen, sondern zog es vor, diesmal nach dem Kaffee zu Hause zu bleiben. Erst mußte er die vielen neuen Eindrücke still in sich verarbeiten, ehe er wieder eine Kirche oder ein Museum besuchen mochte, deshalb nahm er sein Skizzenbuch vor, um, wie es in solchen Stimmungen seine Gewohnheit

war, das Merkwürdigste von dem, was er gesehen und erlebt, mit ein paar flotten Strichen für die Erinnerung festzuhalten. Nachdem er sich ganz in seine Beschäftigung vertieft hatte, klopfte es und ohne seine Aufforderung erst abzuwarten, trat ein Herr hastig in's Zimmer, den Kopf voraus — ein großes Buch unter dem Arm und schon auf der Schwelle stolpernd.

Es war Dr. Murr, sein Stubennachbar, ein Privatdocent aus einer kleinen süddeutschen Universität, der, weil er keine Zuhörer für seine Vorlesungen gefunden hatte, sich diesen Winter zum dritten Male in Rom, Forschungen halber, aufhielt.

„Sie baten mich vor einigen Tagen um ein gutes historisches Werk," sagte der Doctor, ohne seinen Hut im Zimmer abzunehmen. „Hier bringe ich Ihnen die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter von Gregorovius. Darin werden Sie mehr große Stoffe finden, als hundert Historienmaler darstellen können." Indem er das Buch dabei auf den Tisch warf, trat er eilig an Marx heran und sah ihm über die Schulter.

„Bitte, Herr Maler, bleiben Sie ruhig sitzen — nur keine Umstände — ich mache nie welche! Und das zeichnen Sie Alles so aus dem Kopf? Mensch, sind Sie ein Tausendkünstler?"

„Nein. Ich habe nur ein gutes Gedächtniß und einige Uebung. Gestalten, die ich mir einmal fest eingeprägt, kann ich behalten, wenn ich will. Das muß ein Künstler können."

„Geben Sie einmal her," sagte Dr. Murr neugierig und nahm dem Maler ohne weitere Entschuldigung das Buch weg. „Das muß ich mir näher ansehen!" Darauf durchblätterte er die letzten Seiten, ohne seine Cigarre aus dem Munde zu nehmen.

Auf den meisten Blättern fand er kleine Scenen aus den römischen Kirchen dargestellt, je nachdem, harmlos komische oder ernsthafte. Hier kroch ein Küster auf dem Altar herum und stäubte die hohen Candelaber und das Cruzifix ab, dabei vielsagend nach einem Engländer schielend, der vor dem Altar in den Murray versunken stand, dort saß ein junges Pärchen auf einer einsamen Kirchenbank und flüsterte zärtlich miteinander hinter dem sorgsam vorgehaltenen Gebetbuch, oder eine Schaar Andächtiger lag vor einem holzgeschnitzten Heiligenbild von himmelschreiender Häßlichkeit auf den Knieen und schaute inbrünstig betend zu demselben empor. Auch größere Gruppen, irgend eine kirchliche Feier darstellend, waren darunter. Die letzte Skizze, die Marx gerade entwarf, zeigte die Procession, welcher er gestern in Sanct Peter beigewohnt.

„Und all den Firlefanz in den hiesigen Kirchen sehen Sie sich an?" fragte Dr. Murr wegwerfend. „Damit vergeude ich meine Zeit niemals. Was sehe ich an all diesen Thorheiten?"

„Das Leben und Treiben des Volkes. Seine Sitten und Gebräuche, sein innerstes Wesen —"

„Ah bah! Was liegt mir daran! Das interessirt mich nicht."

„Aber ich denke, Sie treiben hier gerade culturgeschichtliche Studien?"

„Nun freilich. Die beziehen sich aber nicht auf die elende Gegenwart, sondern auf die Vergangenheit."

„So? — haben Sie denn in dieser Zeit, wo die Todtenwoche gefeiert wurde, nirgends die eigenthümlichen Gebräuche beobachtet? Die wunderbarsten Darstellungen aus Menschengebeinen waren in der Kirche bei Ponte San Sisto zu sehen und die fünf Capellen bei der Piazza Barberini, die aus den Todtenknochen der Kapuziner hergestellt und mit lauter Gerippen verziert sind, festlich geschmückt. Sind Sie nicht einmal nach dem Campo santo von San Lorenzo gewesen, wo an den beiden letzten Abenden tausende und aber tausende von Lichtern auf den Gräbern brannten? Ich war vorgestern, am Tage aller Heiligen dort."

Dr. Murr lächelte überlegen.

„Nein. Dazu hatte ich wahrlich keine Zeit. Ich schreibe jetzt eine Abhandlung über das Begräbnißwesen der Alten zur Zeit der römischen Kaiser, und das ist mir, offen gestanden, wichtiger."

Marx räusperte sich. „Sie sitzen wirklich zu viel in der engen Studirstube, alter Knabe," sagte er gutmüthig. „Wenn sich heute Nachmittag das Wetter aufklärt, wie ich hoffe, will ich in die Campagna hinaus. Wie wäre es, wenn Sie sich einmal von Ihren gelehrten Büchern losrissen und mit mir gingen? Sie sehen ja gar nichts von der Außenwelt?"

„In die Campagna?“ fuhr der Doctor entsetzt auf. „Was denken Sie? Das fehlte auch noch, daß ich hier in Italien meine Zeit mit Spazierengehen todtschlüge. Ein erleuchteter Gedanke! Nein, mein Freund, dann würde ich wohl nie etwas Vernünftiges leisten! Ich muß fleißig sein! Uebrigens rathe ich Ihnen ernstlich, sich nicht zu weit hinaus zu wagen, es ist durchaus nicht überall geheuer vor den Thoren. Sogar hier unter dem Titusbogen ist neulich am hellen Tage einem Engländer seine goldene Uhr und Kette, sowie sämmtliche Baarschaft abgenommen.“

Marx zuckte die Achseln.

„Ich habe es gehört — der beste Beweis, daß man nirgends sicher ist. Warum sollte ich mich also nicht in's Freie wagen, wenn ich unangenehme Erfahrungen auch in einer so belebten Gegend machen kann? Kommen Sie nur mit. Sonst lernen Sie gar nichts von der Natur hier kennen und die ist hier so schön!“

„Natur!“ seufzte der Doctor. „Ich verehre sie — liebe sie — bete sie an, aber hier in Italien habe ich wirklich keine Zeit, sie zu genießen.“

Damit sah er nach der Uhr, gab dem Maler hastig sein Skizzenbuch zurück, stieß die Asche von seiner Cigarre, daß sie auf den Teppich fiel und ging ohne weiter Lebewohl zu sagen, stolpernd wieder zur Thür hinaus, dieselbe achtlos hinter sich zuschlagend.

Lachend sah der Maler ihm nach.

Ein wunderlicher Kautz mit seinem vergilbten Gesicht und vertrockneten Herzen! Schreibt bogenlange Be=

schreibungen über die Zustände und Sitten der alten Römer und würdigt die lebenden keines einzigen Blickes. Nun — Jeder nach seinem Geschmack.

Unerwartet öffnete Dr. Murr noch einmal die Thür und steckte sein gutmüthiges Gesicht durch die Spalte.

„Ich möchte Sie doch wirklich dringend warnen, nicht zu weit allein draußen vor den Thoren umherzustreifen, die Polizei ist jetzt etwas nachlässig und das macht das Gesindel hier alle Tage frecher."

Darauf schlug er wieder die Thür, noch heftiger als vorher, zu und stürzte die Treppe hinunter. Bald darauf sah Marx ihn unten, den Kopf weit vorgestreckt, quer über den Platz rennen, denn nur mit dem Namen „rennen" konnte man Dr. Murrs gewöhnlichen Sturmschritt bezeichnen.

Sobald der Maler seine Procession fertig gezeichnet und eine ganze Auswahl der köstlichsten Charakterfiguren darin angebracht hatte, nahm er das Buch, welches ihm der Doctor gebracht und fing an darin zu lesen.

Zu seiner großen Freude sah er bald ein, daß es gerade ein Werk war, wie er es hier zu studiren gewünscht. Mit wahrer Begeisterung vertiefte er sich in den Inhalt, ohne zu bemerken, daß der Regen allmählich aufhörte und die Sonne zuletzt kam, die nassen Straßen rasch wieder auftrocknend.

Ganz erfüllt von den Ideen, die Gregorovius in ihm angeregt hatte, ging er, nach dem Mittagessen, welches er vorläufig noch, um möglichst viel verschiedene

Gesichter zu sehen, fast täglich in einer anderen Trattoria einzunehmen pflegte, in's Freie.

Eine frische Tramontana wehte und hatte die grauen Wolken theils zerrissen, theils vom Himmel fortgefegt. Die Luft war ein wenig scharf, aber nach dem langen Scirocco, der geherrscht, erquickend; an der dürftigen Allee, die zum Colosseum führt, glitzerten die Tropfen auf jedem Blatt.

Marx ließ den Constantinsbogen hinter sich, in die Via di San Gregorio einbiegend. Er hatte schon öfters nach dieser Seite hin anziehende Entdeckungen gemacht und wußte, daß er dort noch viele Gegenden gar nicht kannte. Bei dem stillen Wandern konnte er am besten seiner Phantasie die Zügel schießen lassen und so kamen ihm auch heute Gedanken genug zu Bildern, aber wieder, seltsamer Weise, keine die er Lust gehabt hätte ernstlich auszuführen. Nachdem er die Via di Porta San Sebastiano erreicht, führte sein Weg zwischen hohen, grauen Mauern hin und nur zuweilen öffnete sich ihm zwischen denselben ein Blick auf die Stadt. Dann blieb er jedesmal stehen und betrachtete gedankenvoll die fernen Thürme und die vielen grauen Kuppeln, aus denen die mächtige von Sanct Peter so beherrschend hervorragte. Welche Contraste kennzeichneten diese Kirche, in der Alles sich auf's schroffste gegenüberstand — die Allgewalt und die Ohnmacht — die raffinirteste Berechnung und die gedankenloseste Dummheit — der märchenhafte Glanz und die Armuth, der ihre letzte Habe noch, unter der Form eines frommen Opfers, gierig geraubt wird.

Es war so still ringsum, so traumhaft still, als ob die lärmende Weltstadt meilenweit entfernt läge. Keine elegante Equipage begegnete ihm mehr, höchstens noch ein zweirädriger Karren, mit Gemüse beladen, oder ein einsamer Campagnole auf dem Maulthier. Die Sonne warf ihre schrägen Strahlen gluthvoll auf die colossalen Trümmer der Caracallathermen, die wie Felsen, trotzig und kühn, aus der bräunlichen Ebene aufragen und von Rabenschwärmen umkreist wurden.

Ausgestorben lag die Via Latina vor ihm, die unübersteiglich hohen Mauern von abgeblühten Waldreben überhangen, deren feines Gespinnst sich wie ein zarter, grauer Schleier über die üppige Rankenwildniß breitete.

Endlich erreichte er die Nähe der Porta und sah sich nach der Capelle des heiligen Johannes um. Neben der letzteren lag hart an der Landstraße ein todtenstilles, verfallenes Gehöft. Durch die offenstehende Thür sah er in einen engen, schmutzigen Hof, wo halbverfaulte Abfälle von Tomaten und Broccoli einen Haufen bildeten, den ein paar hungrige Hühner auseinander scharrten.

Dem Gebäude gegenüber befand sich in der hohen Mauer eine Pforte, die halb offen stand. Immer dazu aufgelegt Entdeckungen zu machen, ging er neugierig näher und trat durch dieselbe in eine Vigna ein, wo viele Artischocken wuchsen und Weinstöcke ihre gelben Herbstranken trübselig zur Erde hängen ließen. Die letzten Trauben waren längst geerntet, man sah nur noch dürre Blätter und wüst abgerissene Zweige.

Keine Menschenseele weit und breit — einzelne Ruinen braun und ernst in der fernen, leicht gewellten Ebene, rings am Horizont die Gebirge, in der Sonne schimmernd, violett, blau, zart röthlich, wie ein Hauch und doch bestimmt.

Ein sonderbarer Bau, der nicht weit von der Mauer mitten aus dem Felde aufragte, erregte seine Aufmerksamkeit. Seine Form erinnerte an jene Backöfen, die man in norddeutschen Dörfern sieht, nur war sie etwas höher und die Thür größer. Da letztere aus morschen Latten bestand und nur anscheinend schloß, gelang es ihm, sie ohne große Kraftanstrengung aufzustoßen.

Unmittelbar vor ihm wurde eine schmale Treppe aus antiken Ziegelstufen sichtbar, welche in eine geheimnißvolle Tiefe führte, deren nähere Beschaffenheit er nicht erkennen konnte.

„Warum soll ich Rom nicht ebenso gut unter der Erde ergründen, wie über der Erde,“ murmelte er und stieg, ohne sich lange zu besinnen, hinab.

Unten war es zu dunkel, als daß er zu errathen vermochte, wo er sich eigentlich befand. Auf derartige Fälle bereits durch seine Bekannten vorbereitet, zog er einen Wachsstock aus der Tasche und zündete ihn an, um den räthselhaften Ort näher zu untersuchen. Er sah sich jetzt in einem kleinen, viereckigen, höchst eigenthümlichen Gewölbe, welches in den Tuffboden eingehauen war. In der Mitte der einen Wand öffnete sich eine halbkreisförmige Nische mit einem Altar, auf welchem sich eine kleine verstümmelte Figur aus uraltem ge=

schwärztem Marmor erhob. Rings an den Wänden liefen über- und nebeneinander mehrere Reihen kleinerer halbrunder Nischen hin, die etwa an ein Taubenhaus erinnern konnten. Die heitersten Malereien, augenscheinlich antike, schmückten Decke und Wände. Hier sah er Vögel sich auf schwanken Zweigen wiegen, dort nackte Victorien und Genien anmuthig zwischen bunten Blumen schweben oder auf Weinranken gaukeln, in den kleinen ausgehöhlten Nischen aber standen entweder schön gearbeitete Marmorkisten oder einfache irdene Gefäße mit alten verwischten Inschriften darüber. Gespannt hob er von einem der Gefäße den Deckel auf und sah verkohltes Gebein und schwärzlich-graue Asche darin auf dem Boden liegen und das wiederholte sich, so oft er ein neues untersuchte.

Schauer durchrieselten ihn bei dieser Entdeckung. Was für Asche war es, die in diesen Urnen lag? Vielleicht Menschenasche? Sollte er in ein heidnisches Grab hineingerathen sein? Aber diese unterirdische Gruft sah so unangetastet aus, als ob sie eben frisch eingerichtet sei, kaum daß einige Stuckzierrathen etwas abgestoßen waren, konnte sie schon zwei Jahrtausende überdauert haben?

Eben wollte er versuchen, die alten Inschriften zu entziffern, ob sie ihm nicht Antwort auf seine Frage gäben, da erschien es ihm, als ob aus der Höhe über ihm ein Ton wie ein Hilfeschrei hörbar würde.

Er horchte auf, Alles war wieder still.

Schon wollte er seine Untersuchung fortsetzen, da fuhr ein leichter Windzug oben durch die offene Thür-

spalte und löschte ihm das Licht aus. Die plötzliche Finsterniß berührte ihn unheimlich und sein Grauen steigerte sich noch, als in demselben Augenblick wieder ein Hilferuf an sein Ohr scholl und zwar so deutlich und markerschütternd, daß er zusammenschrak. Derselbe rührte jedenfalls von einem weiblichen Wesen her, das sich oben über ihm in irgend einer Gefahr befand. Man hörte es dem Ton an, daß er in einem Augenblick der Angst und des Schreckens ausgestoßen wurde.

Die einzige Waffe, welche Marx mit sich führte, war ein elastischer, bleigefüllter Rohrstock, den er, auf den Rath seiner Bekannten, für seine einsamen Wanderungen in Rom gekauft. Er hatte ihn, nachdem er die Treppe zurückgelegt, unten in eine Ecke gestellt und mußte ihn jetzt suchen. Wenn er denselben energisch gebrauchte, so konnte er sich schon gegen einen Gegner vertheidigen. Rasch tastete er so lange in der Dunkelheit umher, bis er ihn fand. Behaglich war ihm gerade nicht dabei zu Muth, in dieser räthselhaften Gruft, tief unter dem Boden der verrufenen römischen Campagna, doch war er nicht der Mann danach, um sich vor Gespenstern zu fürchten. Nachdem er glücklich die Treppe erreicht, schlich er leise und entschlossen, die Stufen hinauf.

Die Thür war vom Winde zugeworfen, doch zwischen den beiden mittelsten morschen Latten klaffte ein Spalt und dieser genügte, um ihm die wilde Scene zu zeigen, die sich ganz in seiner Nähe vor ihm abspielte.

Mitten auf dem einsamen Pfade, der durch das menschenleere Feld führte, war eine Reiterin von drei

verwildert aussehenden Männern angefallen. Wie eine muthige Amazone hielt sie sich tapfer auf ihrem edlen schwarzen Roß, die dunklen Augen drohend auf ihre Angreifer gerichtet und die Peitsche kühn geschwungen, um sich zu wehren, aber schon ließ der Jockey, der sie begleitete, seine Herrin erschrocken im Stich und floh feige auf flüchtigem Pferd von dannen, während der Verwegenste von den Dreien ihrem Renner einen schnellen Messerstoß in's Bein gab, so daß dieser unfähig war, sie weiterzutragen.

Die wilden, schwarzhaarigen Gesellen sahen aus wie Hirten. Das offene, dunkelfarbige Hemd ließ die braune Brust frei; ihre Beine steckten in Ziegenfellen, deren rauhe Seite nach Außen gekehrt war, so erinnerten sie mehr an Satyrn denn an Menschen, während sie grinsend und begehrlich sich des schönen Weibes zu bemächtigen suchten, um ihr die schwere Goldkette zu entreißen, die sie, dreimal um den Hals geschlungen, über dem grünsammtnen Reitkleide trug und an der das Monogramm Christi in römischer Mosaik funkelte.

Vergebens hob sie sich kühn im Sattel und suchte das zusammenbrechende Roß emporzubringen, der kostbare Schmuck reizte die Habgier nur um so heftiger, je tapferer sie sich vertheidigte und schon riß einer der Räuber, wüthend über ihren Muth, ein Messer aus dem Gürtel und zückte es gegen sie.

Erbleichend hob sie die Reitgerte, um den Stoß abzuwehren, aber noch ehe sie sich zur Seite biegen konnte, ihm auszuweichen, fiel ihr der zweite in die Zügel und

suchte sie ihr zu entwinden, da taumelte der erste Angreifer, von einem kräftigen Schlag mit dem Bleistock getroffen, zurück und indem Marx ihm gleichzeitig den geschliffenen Stahl aus der Hand riß, schwang er ihn mit solcher energischen Kühnheit gegen den andern, daß auch dieser schwer getroffen zurückprallte. Der Dolch war dem Manne tief in die Schulter gedrungen. Das Blut quoll in einem dunklen Strom aus der Wunde, so daß er vor Schmerz laut aufheulte. Seine Gefährten standen eine Secunde wie gelähmt vor Schreck. Keiner begriff, auf welche räthselhafte Weise der unerwartete Feind dicht hinter ihrem Rücken aus der Erde emporgestiegen sei. Noch einmal schwang Marx das Messer, um sich auf den zweiten Räuber zu stürzen, da ließ dieser die Zügel erschrocken fahren, und ohne Widerstand zu wagen, retteten sich alle Drei, wie von Furien gepeitscht.

Marx ließ sie laufen, um sich zu der Reiterin zu wenden, die ihm in lebhafter Erregung die Hand entgegenstreckte.

„Wie danke ich Ihnen für Ihre heldenmüthige Befreiung!“ rief sie in englischer Sprache aus.

Ihr angenehmes Organ berührte ihn so sympathisch, daß er glaubte, nie eine wohlklingendere Stimme gehört zu haben. Ritterlich suchte er sein mangelhaftes Englisch hervor, um ihr in demselben zu antworten:

„Es war mir eine Freude, noch zur rechten Zeit zu kommen.“

„Sie haben mir einen großen Dienst geleistet!“

„O, ich bitte Sie, das war ja selbstverständlich. Ich bedaure nur, diese Burschen für ihre Frechheit nicht nachhaltiger haben züchtigen zu können!“

„Nun, ich denke, sie werden ihre Strafe lange genug fühlen.“

Während er ihr half, von dem blutenden Pferde abzusteigen, bemerkte sie, daß er dabei seinen linken Arm möglichst vorsichtig gebrauchte.

„Sie sind doch nicht verwundet?“

„Nein.“

Ein Schatten flog über sein Antlitz, er versuchte zu scherzen.

„Ich kann es nicht leugnen, ich bin ein armseliger Invalide.“

„Wie? Ihr linker Arm?“

„Ist fast untauglich!“ ergänzte er mit wiedergewonnener Kaltblütigkeit, worauf in ihren Augen die feurigste Bewunderung aufleuchtete.

„Und mit dem einen Arm haben Sie so tapfer die drei Banditen angegriffen?“

„Was bleibt mir übrig, wenn der andere so gut wie verloren ist.“

„Und wo verloren Sie denselben?“

„1870 im französischen Kriege.“

Diese Antwort schien einen peinlichen Eindruck auf sie zu machen.

„You are German?“

„Yes.“

Marx sah, daß ihr noch von Aufregung erhitztes Gesicht leicht erblaßte.

Eine kurze Pause entstand.

„Es ist Ihnen nicht recht, daß ich ein Deutscher bin?"

Sie hörte die leise Ironie in seinem Ton und lächelte ehrlich.

„Aufrichtig gesagt, nein, durchaus nicht. Jedem Andern hätte ich lieber die Rettung meines Lebens verdankt, als gerade einem Deutschen."

„Sie lieben mein Volk nicht."

„Nein."

Das offene Geständniß, weit entfernt, ihn zu beleidigen, versetzte ihn in gute Laune, denn die Lippen, die es ablegten, waren schön und ihr Eigensinn selbst ließ sie in diesem Augenblick nur reizender erscheinen.

„So soll ich es wohl noch beklagen, daß mich ein günstiger Zufall Ihnen in den Weg führte? Das thue ich aber nicht. Ich preise diesen Umstand doch als Glück —"

Verwirrt und ein wenig beschämt erröthete sie.

„Für tapfer hielt ich die Deutschen immer. Gerade, weil sie immer siegten, haßte ich sie ja!"

Wer beschreibt das heimliche Vergnügen, welches dieses nur mit Widerstreben abgelegte Geständniß ihm bereitete.

Die Dame war von schlankem, kräftigem Wuchs. In ihren stolzen Zügen lag eine kühne Energie, während

ihre freie, sichere Haltung ein ausgeprägtes Selbstbewußtsein verrieth.

„Zürnen Sie nicht meiner Offenheit. Wenn ich der Nation auch ihre Siege mißgönnte, so kann ich dem Einzelnen darum doch um seiner Tapferkeit willen dankbar sein!“

Herzlich schwer schien ihr dies Wort zu werden, dennoch wollte sie noch etwas hinzufügen, als Marx einfach jeden Dank mit der Bemerkung abschnitt, sein kleiner Dienst sei gar nicht der Rede werth gewesen. Es war etwas so festes, mannhaftes in seiner Ablehnung, daß sie nichts darauf zu erwidern wagte.

„Nur das Eine erklären Sie mir. Aus welchem unterirdischen Geheimniß stiegen Sie so unerwartet an das Tageslicht? Als die Leute mich anfielen, sah ich mich vergebens nach einem menschlichen Wesen um — weit und breit war nirgends eins zu sehen. Wo kamen Sie her?“

„Ja, wenn ich das nur selbst wüßte!“ Darauf zeigte er ihr wenige Schritte davon seinen Schlupfwinkel und sagte, daß er wohl erfahren möchte, woher der merkwürdige Bau stamme.

Sobald sie desselben ansichtig wurde, rief sie mit großer Bestimmtheit:

„Ah, das ist das Columbarium für die Freigelassenen der Octavia. Wie kamen Sie hinein? Die Wenigsten kennen es.“

Er erzählte ihr seine Entdeckungsreise.

„Und wie kommt's, daß Sie so genau darüber Bescheid wissen? Eine Dame?"

„Das will ich Ihnen erklären. Ich bin mit einem italienischen Archäologen nah befreundet, einem höchst gelehrten alten Herrn, der Rom und die ganze Umgegend bis auf jedes Mauerbröckchen genau kennt. Derselbe streift oft stundenlang mit mir umher, überall, zu Wagen oder zu Fuß, mit dem bin ich auch zuweilen hier gewesen. Es ist zwar klein, aber wohlerhaltener und viel interessanter als die anderen Columbarien."

„Und was bedeutet dieser Name?"

„Ein heidnisches Grab; es wird um der taubenschlagartigen Oeffnungen in den Wänden so genannt und ist gewissermaßen eine Katakombe im Kleinen."

„So enthalten die Urnen in den Nischen also wirklich Menschenasche?"

„Ja gewiß. Die Inschriften darüber schreiben sie dem Gesinde des Augustus zu."

Die Lebhaftigkeit, mit der ihm dieser Aufschluß gegeben wurde, ergötzte ihn.

„Sie scheinen gut unterrichtet zu sein?"

„Das verdanke ich Alles meinem italienischen Freunde! Derselbe duldet nicht, daß mir auf unseren Streifzügen auch nur das Geringste entgeht. Alles muß gründlich untersucht werden!"

Das Pferd wieherte trübselig, worauf die Dame sich demselben zuwandte, und Marx das verwundete Bein des Thieres aufhob, mit ihr gemeinsam die Wunde untersuchend.

„Mein armer ‚Blitz‘, was soll aus uns werden. Du blutest so, daß Du kaum noch wirst weiter können.“

„Jedenfalls wird Ihr Pferd nicht im Stande sein, Sie nach der Stadt zu bringen. Es ist nicht daran zu denken.“

„Aber was thun?“

„Meiner Ansicht nach bleibt uns nichts Anderes übrig, als es in das nächste Gehöft zu führen, und wenn Sie sich mir anvertrauen wollen, so begleite ich Sie in die Stadt. Hier draußen wüßte ich Ihnen keinen Wagen zu verschaffen; vielleicht begegnet uns einer unterwegs.“

Das zuvorkommende Anerbieten wurde unbefangen angenommen und so raffte das schöne Mädchen sein langwallendes Reitkleid auf, indem es die Schleppe über den Arm schlug, worauf er das Pferd am Zügel führte.

„Bis jetzt ist mir noch niemals hier der kleinste Unfall zugestoßen,“ sagte sie, „sonst wäre ich nicht so unvorsichtig gewesen, die goldene Kette zu tragen.“

„Sie reiten also manchmal weit hinaus?“

„Ja, oft. Ich kenne kein größeres Vergnügen, als gerade zu Pferde hier in dieser herrlichen römischen Landschaft umherzuschweifen.“

„Und ganz allein wagten Sie das?“

„Warum nicht? Der Reitknecht begleitete mich. Ich wollte nach Casale rotonda, da sah ich auf der Via Appia bei den Scipionengräbern die Pforte aufstehen und entschloß mich rasch, durch die Vigna Sassi nach der Porta Latina hinauszureiten, wo ich lange nicht gewesen bin. Die Einsamkeit des Weges schien mir eher

lockend, als gefährlich, bis ich bemerkte, daß mich mehrere Campagnolen, die in der Vigna beschäftigt waren, verfolgten. Hätte mich der Jockey nicht so rasch im Stich gelassen, so wäre ich ihnen entronnen. Uebrigens soll er seiner Strafe nicht entgehen. Ich werde ihn noch heute Abend fortschicken und mich nach einem erkundigen, auf den ich mich besser verlassen kann!"

„Wie, nach diesem Raubanfall hätten Sie Muth, Ihre Ausflüge noch fortzusetzen?"

Die Dame lachte ziemlich keck und ließ ihre elegante Reitgerte spielend durch die Luft pfeifen.

„Glauben Sie, daß ich mich vor diesem römischen Landvolk fürchte, weil ich einmal eine unangenehme Erfahrung gemacht? Sie haben selbst gesehen, wie rasch diese Leute die Flucht ergriffen, sobald ihnen ernstliche Gefahr drohte! Wenn ich mir ein anderes Mal nur eine kleine Taschenpistole für den Nothfall mitnehme und ihnen diese entgegenhalte, so wagt Keiner mich anzutasten. In fremden, unsicheren Ländern bin ich niemals anders ausgeritten, der Fehler war, daß ich dies im civilisirten Italien für überflüssig hielt."

Die unbeschreibliche Sicherheit mit der die junge Amazone dies aussprach, würde Marx entschieden als Unweiblichkeit berührt haben, wenn ihr ganzes Wesen nicht durch die vornehme Anmuth einer geborenen Lady gemildert worden wäre. Mit einer solchen Gelassenheit sprach sie das große Wort, daß er schnell genug durchfühlte, er habe es hier nicht mit einer Prahlerin zu thun,

sondern mit einem Weibe, dessen innerstes Wesen Unabhängigkeit und Muth sei.

„Bitte, warten Sie mit dem Pferde," sagte sie, als sie das verfallene Gehöft draußen an der Landstraße erreichten. „Ich werde untersuchen, wen wir hier finden."

Während sie voranging und laut an's Fenster pochte, beobachtete er sie, und es wollte ihm scheinen, als ob er nie ein so interessant ausgeprägtes Frauenantlitz gesehen habe. Der aufgeklappte Rembrandthut mit der langen Straußenfeder ließ die Stirn unbeschattet, diese war nicht hoch und hatte fast etwas eigenwillig trotziges, ein Ausdruck, der durch die reichlich scharf gebogene Nase noch erhöht wurde. Die dunklen Augen blitzten lebhaft wie die einer Italienerin, nur ohne jede Koketterie und die feinen, geistreichen Lippen sahen wohl so aus, als ob sie, statt harmloser Worte, auch zuweilen haarscharfe Pfeile entsenden könnten.

Auf ihr Pochen erschien ein Mann mit struppigem Haar und verwildertem Bart, ein großes Bündel Artischocken in der Hand, welches er gerade im Begriff gewesen war zu putzen. In fließendem Italienisch theilte sie ihm ihren Raubanfall mit und bat ihn, so lange für ihr Pferd Sorge zu tragen, bis sie dasselbe durch einen Diener abholen lassen könne. Ein Schein von fünf Lire machte ihn ihrem Gesuch willfährig.

In dem Augenblick, als der Mann das Pferd abführen wollte, um nach ihrer Vorschrift die Wunde zu behandeln, streichelte sie noch einmal den schlanken Hals des Thieres und liebkoste es, so daß es freudig wieherte.

„Mußtest Du schon wieder einmal um meinetwillen bluten! Nun — wenn Dir diese Wunde auch nicht so viel Ehre einbringt wie die anderen, so ist sie dafür auch nicht so gefährlich. Ich denke, sie soll bald wieder heilen. Jedenfalls will ich keine Mühe scheuen, um für Dich den besten Arzt zu finden.“

„Ich bin dem Thiere nämlich sehr vielen Dank schuldig,“ wandte sie sich an Marx, indem sie unruhig zurücksah, ob der Mann es auch vorsichtig genug führe.

„Sie sind nicht der Erste, der mir das Leben gerettet hat. Die Schnelligkeit meines ‚Blitz‘ rettete es mir schon einmal vor Jahren, als ich auch in Gefahr war, in einer bedeutend größeren als heute.“

„So scheinen Sie Ihr Leben nicht gerade zu schonen?“

„Damals mußte ich es auf's Spiel setzen!“ antwortete sie kaltblütig, dann brach sie ab und überließ es ihm, sich dabei zu denken, was er wollte.

In Folge dieser unverständlichen Anspielung auf eine seltsame Vergangenheit wuchs sein Interesse, und da auch sie Gefallen an ihm fand und sie noch einen weiten Weg zurückzulegen hatten, geriethen sie bald eifrig in's Gespräch. Nur das Eine wurde ihm bald unbequem, daß er sich in einer fremden Sprache mit ihr unterhalten mußte.

„Entschuldigen Sie mein gebrochenes Englisch,“ rief er plötzlich ungeduldig. „Ich martere meine Zunge. Würden Sie mich nicht vielleicht verstehen, wenn ich deutsch spräche?“

Ein eigenthümlicher Zug der Verzogenheit umspielte secundenlang ihren stolzen Mund, dann sagte sie kurz mit der liebenswürdigsten Gewandtheit:

„Nein, bitte, kein Wort deutsch. Ich würde mir doch keine Mühe geben, es zu verstehen."

Gerne wäre er über diesen rücksichtslosen Ton verstimmt gewesen — denn schien es nicht fast, als ob sie nur nicht deutsch verstehen wolle, während sie es vielleicht könnte? Das wäre doch etwas stark — aber — ein Seitenblick auf sie und die Empfindlichkeit schmolz hin. Sogar die Schroffheit, mit der sie ihm ungeschminkt ihre Meinung sagte, hatte Zauber.

Daß ihm ihre Erklärung nicht sonderlich gefallen, bemerkte sie. Spöttisch kräuselte sie die Oberlippe und schlug im Weitergehen mit ihrer Reitpeitsche die Zweige von dem Waldrebengewirr auf den Mauern herab, bis sie fühlte, daß sein Zorn verraucht war.

Schon längst hatte sie bemerkt, daß ein graues Skizzenbuch hinten aus seiner Rocktasche hervorguckte.

„Sie haben heute gezeichnet?"

„Nein, diesmal nicht, aber ich bin Maler, und da gehe ich nie ohne mein Skizzenbuch in's Freie."

Also Künstler? Sie war doch neugierig zu wissen, weß Geistes Kind er sei. Die meisten jungen Künstler, die sie bis dahin in Italien kennen gelernt, hatten ihr wenig Achtung eingeflößt. Ihr Begleiter hatte freilich ein Etwas in seinen frischen blauen Augen, das zu sagen schien, er sei nicht wie alle anderen.

„Darf man Ihre Skizzen sehen?"

Vielleicht errieth er, was in ihr vorging, jedenfalls zog er bereitwillig sein Buch hervor und reichte es ihr, in seiner schlichten, anspruchslosen Weise.

„Es ist nichts von Bedeutung darin, meistens nur das, was ich rasch hingeworfen oder aus der Erinnerung gezeichnet habe.“

Um in Ruhe die Seiten zu durchblättern, blieb sie stehen und lehnte sich an einen Olivenbaum am Wege.

Unter den Zeichnungen waren viele Köpfe, reizende junge Italienerinnen mit dem Spitzenschleier und dem großen Pfeil im Haar, verschmitzte Buben in den fabelhaftesten Lumpen, lustig um Erbarmen flehend, und am köstlichsten schienen dem Maler die verwitterten Greise, die knorrigen Bauern und runzligen Hexen zu gelingen.

Wo zwischen diesen Volkstypen eine Ecke frei war, hatte er allerlei originelles Hausgeräth dazwischen gezeichnet und zuweilen sorgfältig ausgeführt — phantastisch geformte Tische aus der Renaissancezeit, antike Lampen aus den Katakomben, kostbar geschnitzte Stühle aus den mittelalterlichen Palästen, wieder andere Blätter enthielten allegorische Figuren, Illustrationen zu Gedichten des Horaz und Gruppen aus dem Leben der Kaiserzeit, wie sie in seiner Phantasie bei dem Durchwandern des Palatins zu entstehen pflegten. Das meiste stand nur in den Umrissen da, als rasch angedeutete Idee oder kurze Beobachtung.

Aufmerksam betrachtete sie Blatt für Blatt, zuweilen um eine Erklärung bittend; schließlich fand sie in einer Seitentasche des Buchs noch zwei Photographien.

„Was bedeuten diese?“

„Die sind nach meinen letzten Gemälden aufgenommen,“ bemerkte er, worauf sie sich längere Zeit in dieselben vertiefte.

Das eine Bild stellte Ludwigs des Sechzehnten und Marie Antoinettens Trauung dar, das andere Napoleons Ankunft auf St. Helena.

„Sehr ergreifend — beides sehr ergreifend,“ sagte sie. „Das ist Alles nicht nur voll Talent, sondern genial!“ Nachdem sie sich endlich von dem Anblick losriß, war es, als wolle sie noch etwas hinzufügen, wage aber nicht so kühn zu sein.

„Sie hatten noch eine Frage auf der Zunge,“ sagte Marx. „Bitte, sprechen Sie frei heraus.“

„Nun gut — so möchte ich wohl wissen, ob Sie mit diesen Bildern Glück gehabt, ich meine ein Glück, welches Ihnen so recht Bahn brach.“

Marx lächelte.

„Nein, das könnte ich nicht gerade behaupten. Einem kleinen Kreis gefielen meine Bilder zwar und die Kritik beurtheilte sie anerkennend, ich erhielt auch für das eine die silberne und für das andere die goldene Medaille, aber das war Alles. Trotz aller Schmeicheleien, die mir die Leute darüber sagten, fiel es Keinem ein, sie für den sehr bescheidenen Preis zu kaufen, bis ich sie zuletzt einem Kunsthändler für den halben Preis abließ, nur um die beträchtlichen Auslagen für meine Arbeit zu decken. Verschiedene Bilder, die von den ersten Künstlern als weniger gut beurtheilt wurden, gingen dasselbe Jahr für große

Summen fort, aber die waren von Leuten, die einen Namen hatten und ich habe keinen.

So ehrlich und ohne Bitterkeit erzählte er diese Erfahrung, daß seine schöne Unbekannte ihm mit gespanntem Interesse lauschte.

Nachdenklich nickte sie mit dem Kopfe.

„Ich kann mir das sehr wohl denken. Wissen Sie aber auch woran das liegt?"

„Nun?"

„Diese Bilder sind für den Geschmack der Gegenwart zu einfach — viel zu einfach! Nur die Wenigsten verstehen diese tiefe poesievolle Auffassung zu würdigen. Das große Publikum, welches leider stets zuletzt den Ausschlag giebt, will ganz andere Sachen sehen."

„Sie meinen neue, überraschende — noch nie dagewesene?" unterbrach er sie ironisch.

„Ja, allerdings," fiel sie ihm eifrig in's Wort. „Spotten Sie meinetwegen, wahr ist es doch. Nur wenn Sie Ihre Stoffe so berechnen, daß auch die übersättigte, blasirte Menge sich dem Effect nicht entziehen kann, werden Sie heute wirken. Seien Sie keck, verwegen, malen Sie, was noch Niemand zu malen gewagt, mit den Mitteln, die Ihnen zu Gebote stehen, können Sie es gewiß — und wenn sich den Leuten die Haare vor Entsetzen sträuben, wie bei den lebenden Fackeln des Nero, von dem genialen Polen, nur um so besser! Dann werden Sie sehen, welchen durchschlagenden Erfolg Sie haben!"

„Vielleicht muß ich Ihnen Recht geben — aber mir widersteht es, in dieser Weise um den Erfolg zu ringen —"

„Deutscher Idealist! Und doch würden Sie wahrscheinlich im Licht des Ruhms sich wohler fühlen, als im Schatten der Namenlosigkeit."

So sicher, so überlegen warf sie das Wort hin, daß es ihn durchzuckte. Unwillkürlich sah er ihr in's Auge. Dasselbe war leuchtend, fast verführerisch lodernd auf ihn gerichtet und drang ihm tief in die Seele. In ihrer feurigen Theilnahme für sein Streben lag etwas Bestrickendes, warmherzig gab er sich dem gewinnenden Eindruck hin.

„Gerade in diesen Tagen suche ich den Stoff zu einem historischen Bilde, von dem viel für meine Zukunft abhängt und da ich so viel tragische Tollheiten in St. Peters heiliger Stadt kennen lerne, würde es meiner Stimmung am meisten entsprechen, etwas recht Tolles zu malen. Wünschen Sie mir also einen guten Gedanken und es wird mir gewiß Glück bringen."

„Das will ich gerne, dann aber vergessen Sie nicht, daß den Menschen zu allen Zeiten die Tollheit nie zu toll werden konnte!"

In ihr Gespräch vertieft, hatten sie die Via di San Gregorio fast zurückgelegt und die Aussicht auf den Constantinsbogen öffnete sich ihnen.

Marx blieb einen Augenblick stehen.

„Sehen Sie nur die Wirkung der Abendsonne auf dem Triumphbogen und wie ihre letzten Strahlen die braunen Trümmer des Palatins röthen, während das Colosseum im Hintergrunde schon im schwermüthigsten Schatten der Dämmerung liegt. Wie schön das ist!"

Es war solche Gewalt der Begeisterung in seinem feurigen Ausbruch, daß seine Begleiterin höchst verwundert die Augen zu ihm aufschlug. Freude durchleuchtete sein ganzes Antlitz. „Ist Rom nicht einzig?“ fragte er und seine Stimme klang wie ein stürmisches, inneres Jubeln, worauf sie lächelte und ihm mit einer gewissen freudigen Bewegung in die hellen, sonnigen Augen schaute, indem sie ebenso lebhaft ausrief: „Ja, schön ist es hier und doch giebt es hier so viele öde Menschen, die es gar nicht werth sind, daß die römische Sonne sie bescheint!“

Jetzt war an ihm die Reihe, einen verwunderten Blick auf sie zu werfen.

„Sie sprechen da ein gestrenges Urtheil aus, gnädiges Fräulein, dem ich nicht beistimmen kann, denn ich habe gerade die Beobachtung gemacht, daß es nirgends so wenige Philister giebt, wie gerade hier. Ueberall trifft man auf Menschen, die, von einem bedeutenden Streben hergetrieben, noch Sinn für die idealen Ziele des Lebens haben und die geistige Elite, die sich hier versammelt, sorgt dafür, daß nicht der Materialismus, wie in anderen Weltstädten, den Sieg behält.“

„Möglich, daß Sie diese Erfahrung machen. Es kommt ganz auf die Kreise an, in denen man sich bewegt;“ und es war ihm, als ob sie leise dabei seufze. „Das Schauspiel des Lebens, das sich in unserm Hause jeden Winter wiederholt — doch ich will nicht aburtheilen, sonst halten Sie meine Zunge für gar zu scharf — das Beste wäre, Sie sähen sich selbst einmal die Gesellschaft hier hinter den Coulissen an.“

„Welche Gesellschaft?“ fragte er, mit innerer Spannung.

„Nun die, in der das Getümmel der vornehmen kosmopolitischen Welt am glänzendsten wogt. Hätten Sie Lust, einen Blick in solche Kreise zu werfen? Deutsche dringen sonst selten hinein.“

„Und wie sollte ich, als unbekannter Künstler, Eingang in dieselben finden?“

Ihr Herz klopfte. Seine Antwort klang kühl, aber schon näherten sie sich der Stadt und sie dachte ungern an die Möglichkeit, ihrem Begleiter später vielleicht niemals wieder zu begegnen.

„Sie haben mir heute einen großen Dienst erwiesen. Es würde mir leid thun, wenn ich Sie nicht meiner Familie vorstellen dürfte!“

„Und ich würde mich freuen, dieselbe kennen zu lernen.“

Sein Blick hing mit verstohlenem Entzücken an ihren herrlichen Zügen. Trotz seiner Zurückhaltung bemerkte sie, welchen Zauber ihre Erscheinung auf ihn ausübte. Sie war gewohnt, gefeiert zu werden. Daß er ihr keine leeren Schmeicheleien sagte, flößte ihr zum ersten Male den heimlichen Wunsch ein, diesem Manne zu gefallen.

Unten am Forum standen Droschken und die Kutscher boten ihre Dienste an.

„Soll ich Ihnen einen Wagen nehmen oder wollen wir gehen?“

„Der Weg ist mir nicht zu weit. In zehn Minuten sind wir zu Hause; und so nahm er keinen Wagen,

sondern schritt neben ihr weiter durch die dämmernde Stadt, während die ersten Lampen angezündet wurden. Die Erregung, in die ihn das Grübeln über die schöne Unbekannte versetzte, war vielleicht noch lebhafter, als jene, mit der er zuerst die Züge der Juno Ludovisi betrachtet. Zum ersten Male ging er heute über den Capitolsplatz, ohne sich an der Schönheit desselben zu weiden. Er sah und hörte nichts, als die Dame ihm zur Seite. Sie fuhr fort, ihm dies und jenes zu erzählen, unbedeutende kleine Erlebnisse, deren Reiz allein in der Art der Wiedergabe bestand. Witzig, schonungslos, übermüthig, sprühend von Geist, erschien ihm ihr eigentliches Wesen, dabei das einer vollendeten Salondame, der es keineswegs an Naturwüchsigkeit fehlt und die wohl reich an drastischen Einfällen ist, aber immer graziös bleibt.

Er ahnte nicht, daß auch seine Persönlichkeit tief auf sie wirkte, nur als er ihr höflich seinen Namen nannte, bebte etwas wie lebhafte Theilnahme aus ihrem Ton.

„Marx von Brömsen?“ Sie gab sich Mühe, den Namen richtig auszusprechen. Es wurde ihr schwer. Mehrere Male versuchte sie es vergebens.

„Quite impossible! Your language is horrible! dreadful! Sagen Sie mir um Alles in der Welt, wie kamen Sie zu dem abscheulichen Namen?“

„So ehrenvoll, daß ich ihn mit keinem andern vertauschte, der Ihnen, gnädiges Fräulein, vielleicht besser gefiele.“

„Das klingt ja ganz geheimnißvoll".

„Es hat auch seine eigene Bewandniß damit und wenn Sie dieselbe kennten, würden Sie ihn gewiß weniger abscheulich finden."

Ungläubig lachte sie. „Lassen Sie mich hören!"

„Nun gut, so wissen Sie, daß einst vor manchem Jahrhundert der Ahnherr unsres Hauses auf ein Turnier nach Braunschweig ritt. Derselbe kämpfte dort so tapfer, daß er einen Ritter nach dem andern aus dem Bügel hob. Herzog Heinrich der Löwe sah es bewundernd, und als unser Ahn endlich den letzten in den Sand gesetzt, rief jener ihm fröhlich zu: ‚Wahrhaftig, Du stickst as eene Brömsen!' Darauf schenkte er ihm sein eigenes Schwert und verlieh ihm das Recht eine Bremse im Wappen zu führen. Von jenem Zeichen stammt unser Name."

Marx hatte seine Erzählung, so gut er konnte, verdollmetscht und seine Begleiterin verstand den Sinn.

„Die Geschichte gefällt mir, aber nicht der Name, doch einerlei, ich kann ihn jetzt begreifen!" Wieder mühte sie ihre Zunge ab an dem fremden Klange, dann sah sie heiter in sein Antlitz.

„Du stickst as ene Brömsen" — glücklich kam endlich das schwere Wort heraus — „das hätte ich also heute auch, wie einst der Herzog, zu Ihnen sagen können. Draußen die Porta Latina hat es erlebt, daß der Enkel nicht hinter dem Ahn zurückbleibt. So will ich mich in den schrecklichen Namen finden!"

Vergnüglich ließ er sich den Scherz gefallen und strich sich den Schnurrbart, während sie über einen breiten

Platz auf einen der imposantesten Paläste Roms zugingen.

Er wunderte sich gar nicht, als sie mit der Hand auf das mächtige, graue Gebäude zeigte und ihm sagte, daß sie dort wohne. Dies stolze, vornehme Wesen konnte er sich nur in einem solchen Fürstenhause denken.

„Morgen Nachmittag ist Empfang bei uns," sagte sie, „darf ich Ihnen meine Karte geben, damit Sie unsere Adresse wissen?" Darauf zog sie ein elegantes Visitenkartenbuch aus der Tasche. Er nahm ihr die Karte aus der Hand und las den Namen:

Miss Rita Mulgrave

reception Tuesday and Friday from three o'clock to six.

Palazzo P. Roma.

„Sie sind Engländerin, nicht wahr? wenn ich fragen darf."

Gerade in diesem Augenblick wollte sie in den großen überwölbten Thorweg des Palastes eintreten, als die harmlose Frage sie wie eine Beleidigung zu treffen schien.

„Engländerin?" rief sie lebhaft mit einem Gemisch von Abscheu, Verzweiflung und Zorn. „Nein, ich bin eine Amerikanerin."

Ein solcher Nationalstolz lag in der Betonung, daß er nicht umhin konnte, sich lächelnd zu verbeugen. Von Anfang an hatte er vergebens den Schlüssel zu ihrem eigenartigen Wesen gesucht, nun fiel es ihm wie Schuppen von den Augen.

Ja, sie war eine echte Amerikanerin, er begriff nicht, daß er dies nicht längst erkannt hatte. Dieses unab-

hängige Auftreten im Verein mit der überschäumenden Lebenskraft, diese feine Form, bei aller Unmittelbarkeit, war nur den Kindern der ersten Familien Amerikas eigen.

Bereits standen sie an der herrlichen Treppe aus blendend weißem Marmor, die massiv und vornehm in das Innere des Palastes führte. Von einer Nische des ersten Absatzes schaute das stolze Bild des Augustus in kriegerischer Rüstung auf sie herab. Eine Gasflamme warf ihr glänzendes Licht auf die polirten Seitenwände und die kassettirte Decke.

„Also freie Republikanerin? Da sind wir wohl halbwegs geistesverwandt,“ bemerkte er scherzend. „Als Bürger einer freien Reichsstadt bin auch ich Republikaner.“ Und nun war der Augenblick gekommen, wo sie sich Lebewohl sagen mußten. Beim Abschied reichte sie ihm die Hand.

„Werde ich die Freude haben, Sie morgen Nachmittag beim Empfang wiederzusehen und den Meinigen vorstellen zu dürfen?“

„Wenn Sie es mir erlauben, gewiß.“

Es war ein froher, ermuthigender Blick, mit dem ihn die schöne Amazone ansah, indem sie sich leicht verneigte und von merkwürdigen Gefühlen bewegt, schaute er ihr nach, wie sie die Stufen hinanschritt. Das Königliche ihrer Haltung harmonirte so ganz mit der Pracht ihres Hauses. Als sie den Absatz erreichte und an der Statue des Imperators vorüberging, blickte sie sich noch einmal flüchtig nach ihm um und winkte unbefangen mit der Hand!“

„Auf Wiedersehen!“

Wie ein Träumender trat er aus dem Portal in den Säulenhof. Sein Blut wallte. Noch nie ist mir bis jetzt ein so wunderschönes Weib begegnet, dachte er und noch einmal war es ihm, als schaue er in ihr dunkles Auge. Welches deutsche Mädchen ließ sich mit dieser glänzenden Lady vergleichen?

Keines. —

Siebentes Capitel.

„Nicht alle Frauen sind Engel;
(„Haben Männer doch auch ihre Mängel!)“
Mirza-Schaffy.

Nachdem Marx den Palast verlassen, wanderte er langsam durch den belebten Corso und suchte dann die stilleren Seitenstraßen auf. Er wußte, daß er im Local des Künstlervereins um diese Zeit manche Bekannte treffen würde und ganz erfüllt von seinem neuen Erlebniß, hatte er keine Lust, den Abend allein zuzubringen. Als er eintrat, sah er, daß an einem Tisch, in der Mitte des Zimmers, bereits eine heitere Gesellschaft junger Leute zusammensaß: Gelehrte, Bildhauer, Maler, Architekten, ein deutscher Zeitungscorrespondent und zwei preußische Offiziere in Civil. Zu allgemeiner Befriedigung war soeben ein Faß frischen, bairischen Bieres angelangt und wurde in der besten Laune angezapft. Doctor Murr erkannte den Maler zuerst.

„Also diesmal haben Ihnen die Banditen noch nicht die Ohren abgeschnitten? Nun — warten Sie nur, Sie

tollkühner Herumstreicher, die Reihe wird doch noch an Sie kommen!“

„Spotten Sie nur. Es fehlte nicht viel, so hätte ich schon heute die nähere Bekanntschaft der Berüchtigten machen können, aber die Bursche sind zu flink, sie liefen mir so rasch davon, daß an Einholen nicht zu denken war.“

Auf vielseitiges Verlangen erzählte er sein Abenteuer.

„Miß Rita Mulgrave?“ rief Doctor Murr wie electrisirt aus, während gleichzeitig die andern Herren mit der lebhaftesten Theilnahme aufhorchten.

„Wissen Sie mir etwas Näheres über diese Fremde zu sagen?“ fragte Marx schnell, indem er seine Spannung kaum verbergen konnte.

„Gewiß, das ist ja die bekannte Dame, die sich im amerikanischen Kriege so beispiellos ausgezeichnet hat.“

„Unmöglich, eine Frau als Kriegerin?“

„Sie können sich darauf verlassen. Ihr Vater war ein hervorragender General und spielte eine große Rolle im Kriege gegen die Südstaaten. Wie ihre Landsleute erzählen, hat sie demselben durch ihre Kühnheit und List unschätzbare Dienste geleistet, ist oft meilenweit verkleidet für ihn ausgeritten, um seine Befehle entfernteren Truppen zu überbringen, und einmal, als er mit einem Häuflein Soldaten ohne Aussicht auf Hilfe, dicht umzingelt war, mitten durch das feindliche Heer bei Nacht zu ihm geschlichen, um ihm mitzutheilen, wo er am besten durchbrechen könne und von welcher Seite ihm die Seinigen rettend entgegenkommen würden. Der General

soll oft gesagt haben, Niemand sei so unerschrocken und gewandt wie sie.

„Wie kommt denn diese tapfere Jungfrau hier nach Rom?“

„Kindliche Frage. Sind hier denn nicht unzählige Amerikaner, eine ganze Colonie? Nach dem Tode ihres Vaters ging die Familie auf Reisen. Sie haben die halbe Welt gesehen; zuletzt kamen sie nach Europa und Miß Rita ist bis jetzt in Rom geblieben, weil ihre Schwester sich hier verheirathete.“

Ein junger englischer Ingenieur, der sich sein Beefsteak munden ließ, hatte aufmerksam zugehört.

„Dear me, das ist gewiß dieselbe Miß Rita Mulgrave, die vor einigen Jahren in Paris und dann in Kairo Furore machte. Ich hörte viel von ihr sprechen, als ich dort in Folge von Bauunternehmungen anwesend war. Es hieß, daß Napoleon III. ganz von ihr bezaubert sei und die ersten Größen Aegyptens nicht weniger. An beiden Höfen spielte sie eine glänzende Rolle.“

„Dort mag das möglich gewesen sein,“ bemerkte einer der preußischen Offiziere achselzuckend. „An anderen Höfen wäre ihr das kaum gelungen.“

„Und weshalb nicht?“

„Als Bürgerliche wäre sie anderswo nicht hoffähig gewesen.“

Den Engländer verdroß die Widerlegung.

„Sie ist aus einer der ersten Familien ihres Landes und verfügt über Millionen. Einer ihrer nächsten Ver-

wandten war Präsident der Vereinigten Staaten — glauben Sie mir, eine solche Dame nimmt es mit jedem adligen Fräulein Europas auf und findet an jedem Hofe Entgegenkommen."

„Gewiß," bekräftigte Dr. Murr. „Um so mehr als diese amerikanischen Nabobsfamilien wie die Fürsten aufzutreten pflegen."

„Ja, in Bezug auf den Luxus, den Sie treiben, wie die Fürsten" — rief ein junger Landschaftsmaler dazwischen — „wenn nur nicht die fürstliche Gesinnung fehlte. Gerade diese berühmte Miß Mulgrave habe ich von einer sehr eigenthümlichen Seite kennen gelernt. Vorigen Winter kaufte sie ein Aquarell von mir, das sie durchaus besitzen wollte. Sie ruhte aber nicht eher, als bis ich es ihr für den vierten Theil des eigentlichen Preises ließ, und hinterher erklärte sie ihren Bekannten triumphirend, das Bild sei das Zehnfache werth gewesen."

Dr. Murr brach in ein helles Gelächter aus.

„Das ist sie ganz, wie sie leibt und lebt. Immer die praktische Amerikanerin, die alles so billig wie möglich zu erlangen sucht."

„Sagen Sie nicht ‚alles!'" erklärte der junge Künstler bitter. „Für die Dinge, die zum materiellen Leben gehören, ist ihr keine Summe zu groß. Man sagt, daß ihre Gesellschaftstoiletten aus Paris unsinniges Geld kosten."

„Was wollen Sie? Ist sie nicht ein Weib?" bemerkte ein anderer junger Maler spöttisch. „Auch ich

habe sie gründlich kennen gelernt, und doch kann ich ihr nicht böse sein."

„Wie, auch Sie kennen die Dame?" fragte Marx. Der junge Mann lächelte.

„Ob ich sie kenne! Mehr als genug. Sie wollte vorigen Winter Malstunden bei mir nehmen, aber das war ein Kunststück, diesen unruhigen Geist zu unterrichten. Heute wollte sie Blumen in Deckfarben nach der Natur malen, morgen Landschaften aus dem Kopf in Aquarell und das dritte Mal Porträts in Oel. Alles fing sie an, doch kaum hatte sie etwas darin gelernt, so ließ sie es liegen. So brachte sie es zu nichts, obwohl selbst in ihren groben Pfuschereien tausendmal mehr Talent war, als in den fein gepinselten Sächelchen, die Andere mit jahrelanger Ausdauer fabriciren. Schließlich riß mir die Geduld, und da sie sich nicht entschließen wollte, ein deutsches Wort zu verstehen, aus reiner Rücksichtslosigkeit, so nahm ich eines Tages meinen Hut in die Hand und verabschiedete mich höflich."

„Sie verkehrten also dort im Hause?" bemerkte Marx.

„Bewahre, was denken Sie! Ich ein mittelloser Künstler! Miß Rita's Kreise sind sehr exclusiv. Wer nicht einen Namen hat, oder den goldenen Hintergrund, der ihn empfiehlt, findet dort keinen Zutritt. Ihre Einladung zum Empfang können Sie getrost als eine Auszeichnung betrachten, die Miß Rita gewöhnlichen Sterblichen sonst selten zu Theil werden läßt. Ich bin

nur gespannt, wie Ihnen diese Amerikaner in der Nähe gefallen."

„Es wird ein besonderes Interesse für mich haben, die Kinder der neuen Welt, gerade hier in der Hauptstadt der alten Welt, näher kennen zu lernen."

„Das Leben der reichen Amerikaner in den mittelalterlichen Palästen Roms, wahrlich, ein dankbares Studium für Jeden!" erklärten alle einstimmig, die einen ernsthaft, die anderen lachend, dann richtete sich die Unterhaltung auf andere Gegenstände. Ueber Statuen, Sarkophage, alte Handschriften und neue Gemälde wurde eifrig hin- und hergestritten. Der Eine erzählte von einer merkwürdigen Inschrift, die er unverhofft in den Katakomben entdeckt, der Andere von den neuesten Ausgrabungen auf dem Esquilin, daneben wurde dem Faß Bier mit deutscher Gründlichkeit zugesprochen und ein Plan für den nächsten „Damenabend" geschmiedet. Heute stand noch vom letzten Banket her mit Kreide an der Thür „Nur für Männlein", und da man unter sich war, ließ man sich gehen.

Schließlich wurde es Marx des Biertrinkens, Cigarrenqualms und Lärmens zu viel und er verließ den heißen Raum. Doctor Murr ging ebenfalls.

Draußen rauschte, mächtig wie ein Wasserfall, die Fontana di Trevi. Unsichere Lichter fielen aus den Gaslaternen der Piazza auf den Oceanus mit seinem Muschelwagen und auf die Tritonen, welche die gewaltigen Seepferde bändigen. Fast noch größer wie am Tage erschienen in dieser Beleuchtung, mitten aus

der geheimnißvollen Dämmerung heraus, die rauhen Felsblöcke, über welche die Fluth in das prachtvolle weite Becken hinabtoste. Hie und da huschte ein goldiger Lichtschein über die strudelnden Massen hin und flimmerte auf dem hoch emporspritzenden Schaum.

Die beiden Männer blieben einen Augenblick vor dem brausenden Wasser stehen und ließen sich die erhitzten Stirnen von dem umhersprühenden Tropfenregen kühlen.

„Einen Rath möchte ich Ihnen geben," stieß plötzlich der Doctor kurz und schroff heraus. „Verlieben Sie sich um alles in der Welt nicht in Miß Mulgrave. Die reichen Amerikaner, die ihr Vaterland verlassen und im Ausland leben, meistens nur zu dem Zweck, um sich auf diese Weise noch mehr freien Lebensgenuß zu verschaffen, als ihnen die Heimath gewährt, wo Jeden, ohne Ausnahme, doch gewisse Rücksichten und Pflichten binden, sind eine absonderliche Race ganz für sich. Sie können sie nie mit Leuten aus deutschen Verhältnissen vergleichen, Anschauungen und Verhältnisse sind bei ihnen ganz anders als bei uns und Erziehung in unserem Sinn kennen sie überhaupt nicht. Das wächst auf, wie es geschaffen ist, ungebunden nach jeder Seite. Ich habe viele von ihnen, und kurze Zeit auch Miß Rita unterrichtet, und kenne diese Leute. Sie sind klug, glänzend, originell — alles mögliche, aber —" und sein Gesicht nahm einen ernsthaften, beinahe harten Ausdruck an, — „durch und durch unzuverlässig. Miß Rita gilt für besonders schön und geistreich, es heißt, daß viele Männer ihr zu Füßen liegen — halten Sie Ihr Herz fest! Verlieben Sie sich

hier in jede Andere, in die Erste Beste, nur nicht in sie!"

„Keine Sorge, alter Knabe, ich bin zu solchem Streich durchaus nicht aufgelegt. Wenn Sie meine Stimmung kennten, würden Sie sehr ruhig sein."

Sehr trocken und vernünftig klang die Antwort, ja so überzeugend, daß der Doctor dem Maler auf die Schulter schlug und „Bravo" rief. Aber was war das? Marx von Brömsen konnte selbige Nacht vor Unruhe gar nicht schlafen, sondern als er schon längst durch die Wand hindurch hörte, wie sein Nachbar munter schnarchte, stand er noch am offenen Fenster und blickte in das stille Trümmerfeld hinunter.

Dort die Straße war er heute an ihrer Seite entlang geschritten.

„Verlieben Sie sich nur nicht in diese Amerikanerin!" hörte er noch einmal im Geist den Doctor voll ängstlicher Besorgniß warnen.

Keine Sorge!

Marx von Brömsen konnte nicht zur Ruhe gehen. Seine Phantasie war zu erregt. Schließlich nahm er ein Buch zur Hand, um zu lesen. Es war wieder die Geschichte Roms von Gregorovius.

„Wenn ich doch jetzt einen Stoff fände, der mir Glück brächte" — und er dachte pochenden Herzens an sein Gespräch mit Rita. Im Zimmer war es kühl, dennoch brannten seine Schläfen fieberhaft. Allmählich trat ihr Bild gegen die gewaltigen Scenen, die Gregorovius vor ihm entrollte, in den Hintergrund, freilich

nicht so, daß er es darüber vergessen hätte. Lockend und bestrickend winkte es ihm, während er die fremdartigen Scenen innerlich schaute. Von dem Inhalt eingenommen, las er mit fliegendem Athem, und es mußten wohl seltsame Ereignisse sein, von denen er vernahm, denn zuletzt sprang er hastig von seinem Sitz auf und durchmaß das Zimmer mit raschen Schritten. Jetzt habe ich einen Stoff! Mußte zu diesem nicht selbst Rita ihm Glück wünschen? Ein tolles, verwegenes Bild schwebte vor seiner Seele, das Grausigste von Allem, was sich jemals in den Mauern einer Stadt abgespielt. Er schauderte und jauchzte zugleich. Die tiefsinnigste Karrikatur, die das „heilige, unfehlbare" Rom geißelte, der eigenen Geschichte der Päpste entnommen — das sollte der Gegenstand sein, an dem er seine Kraft erproben wollte. Ihm schlug das Herz stolz und freudig. Noch nie hatte er so bestimmt geglaubt, daß ihm eine Arbeit Erfolg bringen müsse. Morgen wollte er Rita seinen Plan erzählen. Als er sich niederlegte, rechnete er ungeduldig aus, wieviel Zeit noch verstreichen werde bis zum Empfange am folgenden Nachmittage. Jetzt schlug es zwölf vom Thurm — um drei Uhr konnte erst hingehen. Wie lange dauerte das noch!

Achtes Kapitel.

„Herz! Herz!
Brichst Du vor Wonn' oder Schmerz?"

Tieck.

Während Marx am nächsten Morgen den Stoff zu seinem historischen Bilde ernstlich durchdachte und dabei voll froher Ungeduld die Minuten bis zu dem Augenblick zählte, wo er Rita den ersten Plan zu demselben mittheilen könne, besuchte Helene von Sandow in Begleitung ihres Vaters das Berliner Museum. Als sie das Treppenhaus betrat, fiel ihr Blick auf einen jungen Mann mit einer lang auf die Schulter wallenden rothblonden Mähne und nun war es um ihre Aufmerksamkeit für die Kaulbach'schen Fresken geschehen. Augenscheinlich erweckte der fremde Herr im Reiseanzug, den man leicht als Künstler erkennen konnte, mehr ihr Interesse, als irgend eines der Wandgemälde, denn während ihr Vater mit ihr über dieselben sprach, blickte sie, so oft sie es verstohlen konnte, zu jenem hinüber. Der glühende Wunsch von demselben erkannt zu werden, sprach deutlich

aus ihren Augen, die ebenso flehend wie schüchtern jenem stille folgten, wohin er ging. Zuweilen schien sie zu schwanken, ob sie den Vater auf den Fremden aufmerksam machen oder selber auf ihn zutreten solle, aber dann schien sie vor einem solchen Schritt, wie vor einer allzu verrätherischen Handlung, zurückzubeben und starrte unschlüssig auf die Bilder, ohne eine einzige Gestalt darauf wirklich zu sehen.

Mit der größten inneren Angst bemerkte sie, daß der junge Reisende im Begriff stand, schon das Treppenhaus zu verlassen — ihre kleinen Hände steckten glücklicherweise im Muff und so bemerkte Niemand, wie verzweiflungsvoll sie dieselben ineinanderpreßte — zaghaft versuchte sie, sich dem Ausgang zuzuwenden, der Fuß zögerte wie festgebannt, nur die großen, blauen Augen schlugen den Weg in jene verhängnißvolle Richtung ein, da mochte etwas von dem seltsamen geheimnißvollen Zittern ihres Blickes wohl den Fremden getroffen haben, er blieb auf der Schwelle stehen und ließ noch einmal das Auge zurückschweifen.

Nicht allzuweit von sich entfernt, bemerkte er das junge Mädchen neben dem graubärtigen älteren Herrn.

Bei seinem forschenden Verweilen wechselte sie die Farbe und wußte ihre Verwirrung nicht anders zu verbergen, als indem sie die großen braunen Augen erschrocken niederschlug. Da wußte er, wen er vor sich hatte.

Solche scheuen Rehaugen hatte nur Helene.

Erfreut schritt er sofort auf sie zu.

„Gnädiges Fräulein darf ich hoffen, daß Sie sich meiner noch erinnern?“

Ein froher, dankbarer Blick war die Antwort.

„O gewiß, wie sollte ich die Tage von Saßnitz vergessen haben! Vater“ — leise zog sie den älteren Herrn, der noch aufmerksam die Fresken betrachtete, am Aermel — „ein alter Bekannter von Rügen her!“

Verwundert ließ Herr von Sandow den Blick über die kleine, schmächtige Gestalt des Fremden gleiten, zuletzt besann er sich. —

„Ach — so — Herr Walter — — freue mich herzlich — ja, ja! wir haben uns lange nicht gesehen! Damals wurden wir durch den Krieg so plötzlich auseinandergesprengt — wissen Sie noch — wir Badegäste alle mit einander.“

Walter verbeugte sich. „Der Abschied kam unerwartet, ebenso plötzlich wie unsere Bekanntschaft. Gottlob liegt jetzt alles Schwere von damals längst überwunden hinter uns.“

Das letzte Wort schien Helene eigenthümlich zu berühren.

Sie lächelte, aber es war ein verlorenes, flüchtiges Lächeln, fast wie ein peinvolles Zucken.

„Sie haben alle Strapazen des Krieges glücklich durchgemacht?“ fragte sie theilnehmend und schien noch etwas hinzusetzen zu wollen, wartete jedoch und sah statt dessen unschlüssig auf den Vater, ob jener nicht fortfahren würde.

„Ja, ich bin leicht genug diesmal davon gekommen und nach dem Kriege ist's mir auch immer gut gegangen, unverdient gut. Aufträge genug — zuweilen auch Geld genug — ich brauche nicht viel — was braucht schließlich, ein junger Maler wie ich! Und jetzt komme ich aus dem Süden, wie ein Crösus — reich nicht an Gold, aber an Erinnerungen. Und Sie, gnädiges Fräulein?"

„Für uns ist seit damals vieles anders geworden. Mein Vater hat sein Gut an meinen Bruder übergeben und ist mit mir nach Berlin gezogen."

„Also Sie wohnen jetzt hier? und wie gefällt Ihnen das Stadtleben?"

„Mir gefällt's garnicht;" antwortete Herr von Sandow. „Ja, wenn Berlin noch eine „Umgegend" hätte, daß man draußen nach Herzenslust umherstreifen und auf die Jagd gehen könnte, aber so — — ich kann's kaum noch in diesen trübseligen Straßen aushalten, besonders jetzt nicht im Herbst bei dem ewigen Regen und dem unergründlichen Schmutz. Wir wollen diesen Winter auch nicht wieder hier stecken bleiben, sondern so bald wie möglich fort."

„Fort? Und wohin?"

„In den Süden. Der Rheumatismus plagt mich und ich hoffe, daß er mich weniger heimsuchen soll, wenn ich in ein wärmeres Klima gehe."

„Sind Sie schon entschieden, welche Gegend Sie zu Ihrem Aufenthalt wählen werden?"

„Nein. Entweder wollen wir nach Montreux, nach Nizza, oder nach Italien."

„Sie sollten nach Italien gehen, gnädiger Herr. Dort würden Sie den Süden am meisten genießen. Sie haben Ihre Freude nicht allein an der Natur, sondern auch an der Kunst, nicht wahr? Dies scheint mir Ihr Besuch dieses Museums zu beweisen.“

Herr von Sandow lachte.

„Ueberschätzen Sie mich nicht. Meine Tochter ist eigentlich die Kunstliebhaberin. Ihr zu Gefallen begleite ich sie zuweilen in die Gallerien. Sie glauben gar nicht wie warm sich das Mädchen für jedes Gemälde interessirt, seit sie damals in Saßnitz gewesen ist. Nicht wahr, Helene,“ fragte er schelmisch, „der Umgang mit den jungen Künstlern damals hat unsern Kunstsinn ungemein entwickelt?“

Dieser Scherz, der ganz harmlos gemeint war, trieb Helene eine so tiefe Röthe in die Wangen, daß des Malers Aufmerksamkeit dadurch erregt wurde.

„Gnädiges Fräulein,“ sagte er freundlich, „wenn Sie wüßten, wie viel schöner Italien ist als die Schweiz und das südliche Frankreich, so würden Sie entschieden für Italien stimmen, in Rom hätten Sie, zum Beispiel, alle Vorzüge einer großen Weltstadt mit den höchsten Reizen der Natur vereinigt.“

„Ach ja, Rom“ — sagte Helene leise — „meine Sehnsucht stände schon dahin, wenn es nur nicht so weit entfernt wäre!“

„Weit entfernt? Bah! Giebt es denn heute noch Entfernungen? In zweiundfünfzig Stunden können Sie dort sein, wenn Sie wollen.“

„Wir kennen dort Niemand. Keiner von uns versteht ein Wort Italienisch.“

„Das schadet nichts. Heute gehört nur eine gutgefüllte Börse dazu, um jede Schwierigkeit des Reisens zu überwinden. In Italien ist Alles so auf Fremde, die kein Wort der Landessprache verstehen, eingerichtet, und in allen größeren Städten finden Sie so ausgezeichnet gute deutsche Gasthöfe, daß Sie nichts entbehren werden. Und dann“ — warf er leicht hin, verstohlen Helenens Ausdruck beobachtend — „so ganz verlassen würden Sie in Rom nicht sein, denn, wissen Sie, wer der letzte Landsmann war, dem ich vor meiner Heimreise noch in Verona begegnete?“

„Nun?“

„Marx von Brömsen.“

Ein leises Ach entfuhr unwillkürlich ihren Lippen und bei der Nennung des Namens zog die Blässe einer tiefen, inneren Erregung über ihr Antlitz.

„Also Sie wissen etwas von Herrn von Brömsen? Wir haben niemals wieder von ihm das Geringste erfahren, seit er damals in den Krieg ging. Wie geht es ihm?“

„Er ist sehr leidend gewesen. Jahrelang. Jetzt haben ihn endlich die Aerzte frei gegeben und zur Befestigung seiner Gesundheit in den Süden geschickt. Er will diesen Winter in Rom zuerst wieder arbeiten.“

„In Rom?“

Weiter vermochte Helene nichts hervorzubringen und

erleichtert athmete sie auf, als sie sah, mit welchem arglosen Antheil ihr Vater diese Nachricht aufnahm.

„Also Herr von Brömsen ist in Rom?“ fragte dieser lebhaft, „da hätten wir allerdings schon einen guten Bekannten dort. Wir waren in Saßnitz ja täglich mit ihm zusammen. Sollte er sich unserer wohl noch erinnern?“

„Ganz gewiß, Herr von Sandow. Und ich kann Ihnen versichern, daß mein Freund Ihnen mit dem größten Vergnügen dort in jeder Hinsicht zu dienen bereit wäre, Sie hätten einen guten Rathgeber an ihm. Er ist sehr gefällig und weiß sich überall praktisch einzurichten. Ich werde Ihnen, für alle Fälle, seine Adresse geben.“

„Ja, thun Sie das, bitte; es wäre sehr freundlich.“

Mittlerweile hatte Helene ihre innere Haltung wiedergewonnen und fragte leise:

„Erzählen Sie mir noch Näheres davon, wie es Ihrem Freunde in der Zwischenzeit ergangen ist. Stammte seine Krankheit aus dem Kriege? Ich las seinen Namen damals in einer Verwundetenliste, da wir aber mit seiner Familie in keinerlei Beziehung stehen, konnten wir leider nie etwas Genaues über ihn erfahren.“

„Er ist damals schwer verwundet worden,“ antwortete Walter ernst, indem er sie durchdringend und beinahe ein wenig feindselig ansah. „Er stürzte sich gar zu tollkühn in den Kampf und ich glaube mit seinem

langen Leiden hat es wohl seine eigene Bewandtniß gehabt."

„Wie meinen Sie das?" fragte sie angstvoll, während ihre Augen ihm das Wort von den Lippen zu nehmen suchten.

„Seine eigene Bewandtniß?"

Herr von Sandow begrüßte einen Bekannten und trat deshalb einige Schritte zurück, so sah er nicht, wie Walter sich ein wenig vorbeugte:

„Marx war während des ganzen Krieges in einer Stimmung der Verzweiflung, die ihn nie verließ. Ich glaube, er suchte den Tod. — Den Tod hat er nicht gefunden, statt dessen ist er aber so schwer verwundet worden, daß man lange fürchtete, sein linker Arm müsse abgenommen werden."

Der seltsam trockene, ein wenig strenge Ton, in welchem der Maler dies berichtete, verwirrte Helene auf das Höchste. Sie vermochte kaum den Blick zu erwidern, der so forschend auf ihr ruhte und fragte erst nach einer langen Pause, während welcher sie den Weg die Treppen hinab antraten:

„Sind die Wunden jetzt geheilt? In welcher Stimmung fanden Sie Herrn von Brömsen auf der Reise?"

„Die Wunden des Armes sind so weit geheilt, daß mein Freund jetzt hofft, die Schmerzen würden ihn nicht länger an der Ausübung seines künstlerischen Schaffens hindern. Was im Uebrigen seine Stimmung anbetrifft, so schien es mir, als sei der alte Trübsinn noch keines-

wegs gehoben. Bei tiefen Naturen pflegen die Wunden des Gemüths langsamer zu vernarben, als die des Körpers."

„Ihr Freund scheint außerordentlich viel gelitten zu haben in diesen Jahren, sonst würden Sie nicht so sprechen?" fragte sie beklommen. „Was kann der Grund gewesen sein?"

Der Maler blieb eine Secunde auf der Treppe stehen und sein Blick sprühte zornig, indem er sie verwundert maß:

„Und darnach fragen Sie mich, Fräulein Helene?"

Purpurröthe überströmte ihre Wangen, ein leichtes Zittern durchflog ihren ganzen Körper.

Also so tief hatte Marx um ihretwillen gelitten — er litt noch um sie — trotz der bitteren Enttäuschung — der langen Trennung — war seine Liebe nicht erkaltet; das war unverdient! Und jetzt wußte sie endlich, endlich, wo er war, daß sie ihn erreichen und ihm sagen konnte, sie habe auch um ihn gelitten, wie nie ein Mädchen mehr um den Geliebten. — Ihn wiederzusehen, nachdem sie ihn für immer verloren geglaubt, lag im Bereich der Möglichkeit, das war mehr, als ihr zitterndes Herz je zu hoffen gewagt.

Kaum war sie im Stande, Walter irgend eine Antwort zu geben, als ihr Vater sich ihnen wieder anschloß. Walter überließ sie rücksichtsvoll ihren eigenen Gedanken, da ihm ihre Gemüthsbewegung nicht entgangen war und schritt schweigend neben ihr zum Ausgang.

Unten in der Vorhalle verabschiedete er sich, aber nicht eher, als bis er die Adresse seines Freundes Herrn von Sandow in's Notizbuch geschrieben hatte.

„Ich bin Ihnen für diese Adresse sehr zu Dank verpflichtet," versicherte Herr von Sandow, „wer weiß, vielleicht können wir sie gebrauchen." Helene gab ihm freundlich die Hand, ohne ein Wort zu sagen, sie sah sehr glücklich aus.

„War es Unrecht von mir, daß ich Marx' letzte Worte in Verona für mich behielt?" fragte Walter sich, nachdem er von ihnen fortgegangen. „Wenn Du Helene siehst, sage ihr, ich sei in Italien gesund geworden und hätte die Absicht, niemals wieder ihren Weg zu kreuzen," so lautete sein Gruß. „Es wäre wohl eine rechte Thorheit gewesen, wenn ich ihr das hätte bestellen wollen! Er liebte sie in Verona noch, warum sollten seine Gefühle sich seitdem geändert haben, das ist mehr als unwahrscheinlich. So überlasse ich das Schicksal der Beiden seinem Lauf."

Nach dem Mittagessen saßen Vater und Tochter sich gegenüber am Fenster des behaglichen Speisezimmers. Ein scharfer, schneidender Nordost pfiff durch die langen Straßen und es regnete ohne Aufhören. Es konnte keinen rauheren, unfreundlicheren Herbstnachmittag geben. Schon mußten die Gaslampen angezündet werden, ihr Licht drang nur trübe durch die dicke, nebelgraue Regenluft, Herr von Sandow fühlte mit Unbehagen seine rheumatischen Schmerzen in der naßkalten Witterung wiederkehren. Die Hängelampe brannte und warf ein schwankendes Licht auf eine kleine Oelskizze von Rügen,

welche über dem braunen Eichensims an der Wand hing. Träumerisch ruhte Helenens Blick auf den weißen, wellenumrauschten Felsen.

„Was meinst Du, Helene?“ fragte ihr Vater gutgelaunt. „Hast Du Muth? Wollen wir uns zusammen aufmachen und diesen Winter nach Rom gehen? Für ein solches Gänschen aus Hinterpommern wie Du und einen so braven Krautjunker wie ich, wäre es gewiß ein höchst bildendes Unternehmen! Aber Kind, was ist Dir?“

Die weichen Arme seiner Tochter hielten Herrn von Sandow innig umschlungen und ihre Lippen drückten einen langen, heißen Kuß auf seine.

„Kind, daß Dich das so bewegen würde, hätte ich nicht gedacht! Wie Deine Wangen brennen und was ist das? Thränen? Kindchen, Helene, Du bist sonst immer so ernst, so gehalten, freust Du Dich denn wirklich so auf Rom?“ — —

— — „Vater! —“

Er lächelte gutherzig. „Ja, die ewige Stadt, das ist ein Zauberklang, Helene, ich verstehe das. Wenn Du nur nicht enttäuscht bist! Weißt Du, dort ist — wie die Leute sagen — Alles entzwei, Alles in Scherben!“

Dann ging er fröhlich lachend in sein Zimmer.

Helene schaute mit einem glücklichen, dankbaren Ausdruck hinaus in das trübe, schwermüthige Wetter.

„O, nun wird noch Alles wieder gut, Alles! Er liebt mich noch und wir sollen uns wiedersehen. Gott, kaum kann ich an solche Fülle des Glückes glauben!“

Neuntes Capitel.

„Ich möchte gern ungeheuer
viel Menschen kennen lernen.“
Mendelssohn. „Römische Briefe.“

„Signorina ist es wirklich Ihr Ernst, daß diese vertrockneten Distelgebüsche in die große pompejanische Vase mitten auf den schönsten Tisch des Salons sollen!“ Der Diener, der dies ausrief, sah ganz entsetzt aus, aber alle Vorstellungen, ernste und komische, prallten an Lucky ab, die mit einer ganzen Hand voll ungeheurer, abgeblühter Stauden und bräunlich grauen Schilfes vor ihm stand.

„Schnell, Filippo, Wasser in die Vase! Ich kann den Strauß nicht länger halten. Die Dornen haben mich abscheulich gestochen und die Nesseln brennen wie Feuer.

Filippo war der übersprudelndste Italiener, der je den Kopf voll lustiger Einfälle hatte, und so konnte er es sich nicht versagen, seine kleine Signorina gründlich zu necken. Die kostbare Vase aus Terracotta, auf deren

Grund in rothen Figuren Bacchus mit den Nymphen gemalt war, wollte er durchaus nicht hergeben.

„Das ist kein Strauß mehr, das ist ein Besen, ein Ungethüm! Und bei der Madonna, Sie haben sich wohl ein Feld Canutscha abgemäht? Diese riesigen, spitzen Blätter, die wie Schwerter abstarren, können Sie doch unmöglich schön finden? Sehen Sie nur, wie zierlich hier Signoras Venushaar und Alpenveilchen aus der Villa Borghese sind. Dabei zeigte Filippo bewundernd auf ein kleines Füllhorn aus carrarischem Marmor, das, einem antiken Modell nachgebildet, aus einem geflügelten Pferdeleibe hervorging und zur anmuthigen Aufnahme eines Wiesenblumenstraußes diente.

„Dummer Filippo! das verstehst Du nicht. Was sind meiner Tante zahme Blüthen gegen diese prachtvoll wilden Pflanzen?"

Es half nichts, Lucky bestand darauf, Filippo mußte sich fügen und Wasser in die Vase gießen. Achtlos legte das Kind seine rauhen Zweige auf den Tisch und fing an sie zu ordnen. Jammernd rang der Bediente die Hände.

„Dies abscheuliche Gestrüppe auf eine schwarze Marmorplatte zu werfen, in die lauter kostbare Steine eingelegt sind, Lapis lazuli, Achat, Onyx und Bergkrystall, nein, es ist zu arg! Wenn das keine Schrammen giebt, so will ich nicht Filippo heißen."

„Ach was. Es giebt keine Schrammen, und wenn es welche giebt, I don't care!"

Filippo schnitt ein drolliges Gesicht und ahmte hinter ihrem Rücken nach, wie sie mit Eifer an ihr Werk ging.

Die große Distelstaude ließ sie in der Mitte thronen, dann steckte sie eine Menge dürren Schilfes, schwarzgrüner Cypressenzweige, glänzenden Lorbeers und frischer Acanthusblätter dazwischen und zuletzt eine Hand voll üppiger Epheu- und Brombeerranken, die sich durch das Ganze schlingen mußten, um voll und zwanglos über den Rand der Vase zu fallen.

„So, das ist eine effectvolle Farbenwirkung! Alles braune, silbergraue, gelbliche Töne, die sich von dem saftigen Grün und dem tiefen Schwarzgrün malerisch abheben!“

Mit leuchtenden Augen betrachtete sie ihre Schöpfung. „Ein Meisterwerk!“ spottete Filippo. Sie warf ihm einen verächtlichen Blick zu, als ob sie sagen wolle, was versteht solche Bedientenseele davon.

„Rita versteht mich, die wird es bewundern!“ und stolz schob sie die Vase in die Mitte des Tisches. Da stand nun der Riesenstrauch und nahm sich allerdings wild und wirr, aber auch genial und phantastisch aus, phantastisch wie der Salon, den er schmückte, ein Spiegelzimmer im Rococostyl. Die hohen, rings in die Wände eingefügten Spiegel, waren in venezianischem Styl bemalt und zeigten Bilder, die augenscheinlich von der Hand eines tüchtigen Künstlers herrührten und deren bunte Farben sich von den erblindeten Scheiben in leidlicher Frische abhoben. Da sah man Blumenschalen mit Rosen, Lilien, Tulpen, Mohn und Hyacinthen, aus denen leicht-

geflügelte Amoretten auftauchten, den rosigen Körper von bläulichen Schleiern umflattert, oder Amoretten, die mit der Rüstung eines Ritters spielten, sich den Helm aufsetzten, das Schwert umgürteten und schelmisch hinter dem Schwert hervorlugten. Schwere vergoldete Stuckdraperien umgaben die Spiegel in der Form von prachtvollen, faltigen Goldportièren, während die gewölbte Decke reich verschlungene Goldzierrathen auf dunklem Grunde enthielt. Schwellende Divans und Ruhesessel füllten behaglich jede Ecke dieses Gemaches aus. Dieselben waren mit silbergrauer Seide überzogen und diese Seide mit Blumen durchwirkt, die in Farbe und Schattirung genau mit den Blumenmalereien der Spiegel harmonirten. Ein in demselben Geschmack gewebter Teppich bedeckte fast den ganzen Marmorboden. Durch eine Reihe schimmernder Gemächer schritt ein schönes Weib, das Kind hörte schon aus der Ferne die lange seidene Schleppe rauschen.

„Willst Du mir beim Ordnen des Salons helfen, Lucky?"

„Ich habe schon angefangen, Tante Rita. Sieh nur meinen Urwald in der großen Vase."

Rita betrachtete das hohe Schilf und nickte gnädig.

„Ausgezeichnet, Lucky, das hätte ich selbst nicht besser zusammenstellen können!"

Das Kind wurde roth vor Vergnügen und fragte, wo es angreifen solle.

„Du kannst die Mappen mit den neuen Farbendrucken aus England hergeben. Wir wollen die Bilder heraus-

nehmen und hier auf einige Divans stellen. Es wird vielleicht manche fesseln. Filippo!“

„Signorina?“

„Ich bitte mir aus, daß Sie und Giulio heute leiser aufwarten und nicht so laut mit den Tassen klappern. Verstanden? Jetzt gehen Sie schnell und sorgen Sie dafür, daß ich das Theewasser zur rechten Zeit erhalte. Sie sind immer unpünktlich.“

Schleunigst entfernte sich der Diener.

„Ich unpünktlich!“ murmelte er leise. „Warum sollte ich auch wohl pünktlich sein? Keiner im ganzen Hause ist es jemals. Bah!“ Gewandt flog er die Treppe zur Küche hinauf und sang mit seinem weichen Bariton: „Figaro hier, Figaro da — Was sagte mir Signorina noch? Ach bah — ich habe es wahrhaftig schon vergessen!“ —

Währenddeß hatte Lucky eine Menge werthvoller Farbendrucke ausgepackt und überall, oft an recht unpassenden Stellen, zerstreut aufgestellt. Hier stand auf einer Ruhebank eine Madonna von Meister Wilhelm von Köln, im rothen Gewande, den goldenen Heiligenschein um das kindlich fromme Antlitz, dort dicht daneben auf einem Sessel La Bella von Tizian und wieder, wo es ihr gerade einfiel, eine Löwenjagd in Afrika, oder der Elephant auf Siam bei Sonnenuntergang nach Hildebrandt.

„Diese gelbe mexikanische Flasche kann auf dem schwarzen Ebenholzschrank aus Ravenna stehen,“ sagte Rita und begab sich dann an einen Seitentisch, um dort einige etruskische Gefäße, kleine mosaikgeschmückte Tassen

aus China, verschiedene dunkelbraune indische Götzen und einige merkwürdige Andenken aus Island nach ihrem Gefallen aufzustellen.

„Die chinesischen Bilderbogen wollen wir an die seidene Tapete stecken, gieb mir ein paar Nadeln, Lucky." Das Kind jubelte. „Verry pretty, indeed!" Staunend sah sie der Tante zu.

Dieselbe entrollte zwei lange, gelbgraue Streifen eines eigenthümlich bastartigen Gewebes und befestigte dieselben so, daß die seltsamen Malereien darauf zur Geltung kamen. Da waren chinesische Herren und Damen mit steifen Zöpfen und geschlitzten Augen zu schauen, denen ihre Diener gravitätisch den Sonnenschirm hielten, während sie unter reihenweis aufgepflanzten, spinatgrünen Bäumen, kleinen Tempeln und bunten, dazwischen stehenden, Vögeln spazieren gingen.

„Wohin soll dies große Tigerfell aus Bengalen gelegt werden, das Du in Calcutta kauftest?" fragte Lucky.

„Hier vor den Kamin."

„Und dieser lange brasilianische Pfeil?"

„Den laß nur ruhig dort am Pfeiler stehen."

Endlich waren die Beiden fertig und der Salon nach ihren Begriffen „geordnet".

Auf den ersten Blick sah man, daß hier die Laune einer Dame herrschte, welche mehrere Welttheile bereist und aus den entgegengesetztesten Enden der Erde sich Andenken jeglicher Art gesammelt hatte. Gegenstände der edelsten antiken Kunst mußten sich auf demselben Tisch

mit Erzeugnissen wilder Indianerstämme friedlich vertragen, dennoch wirkte das Ganze nicht wie eine barocke Geschmacklosigkeit, sondern wie eine kecke, geistreiche Spielerei, indem Rita diesem bunten Wechsel eine originelle Harmonie zu verleihen wußte.

Kein Salon konnte verführerischer zur tändelnden Plauderei über Alles und Jedes einladen, wie dieser, der wie geschaffen schien, um einer bunt zusammengewürfelten Gesellschaft aus allen Zonen zum Empfang zu dienen. Mit ruhigem Wohlbehagen ließ sich Rita in einem Sessel am Kamin nieder. Auch dieser Sessel gehörte zu ihren Reliquien. Sie hatte ihn einst in Paris für theures Geld erstanden, nachdem sie erfahren, daß er aus dem Brautgemach der Kaiserin Josephine stammen sollte.

„Rühre den Blumentisch nicht an, ich habe die Palmen und Blattgewächse schon alle frisch besprengt," herrschte sie Lucky ziemlich scharf an. „Du kannst jetzt gehen und Du unterstehst Dich nicht, die schmutzige römische Schärpe, die Du heute Morgen trugst, noch einmal umzubinden. Wie siehst Du überhaupt aus, komm einmal her."

Zögernd näherte sich das Kind mit verbissenem Unmuth.

„Wie kannst Du das fleckige, schwarze Sammetkleid noch tragen?"

„Ich zog es an, weil wir heute Morgen draußen bei der Grotte der Egeria spielten, wo der Boden so sumpfig ist."

„Man sieht allerdings, daß Du wieder unerhört getobt hast. Alles an Dir sitzt nachlässig und verschoben. Sieh' nur in den Spiegel."

Der Blick, den Lucky in das trübe Glas warf, schien die gewünschte Zerknirschung nicht zur Folge zu haben, im Gegentheil, sie lachte selbstgefällig, als ob sie dächte, nun, was an mir so häßlich sein soll, kann ich wirklich nicht entdecken.

„Was wirst Du heute treiben, während die Gäste da sind? Doch nicht wieder solche Tollheiten wie neulich, wo wir Euer Heulen über den Tod des Patroklus bis hierher hörten?"

Um Ritas Mundwinkel zuckte ein verrätherisches Lachen, worauf sie sich schnell eine strenge Miene gab, während Lucky den Kopf trotzig in den Nacken warf.

„Wir spielen jetzt nicht mehr die Helden vor Troja, seit Du es uns so scheußlich gestört hast! Keiner von den Knaben will mehr!" Dabei wollten ihr Thränen in die Augen treten, aber sie drängte sie heftig zurück.

„Kann ich mich also darauf verlassen, daß Ihr nicht wieder einen solchen Höllenlärm aufführt?"

„Die Ritter von der Adlerfeder und die Mädchen von der Lotosblume kommen heute, da spielen wir ganz leise."

Wohlgefällig betrachtete Rita das Kind, dessen poetische Einfälle sie immer heimlich erfrischten, dann sagte sie herablassend: „Geh! Seid heute Nachmittag recht artig und amüsirt Euch schön."

Lucky war draußen. Leise wie eine Katze schlich sie an die Küchentreppe.

„Filippo! Lieber Filippo!"

Der Bediente hörte die Schmeichelstimme und beugte sich über die Gallerie, worauf sie ein geheimnißvolles, aber höchst bezeichnendes Geberdenspiel anfing. Sofort verstand er sie und schüttelte seinen schwarzen Krauskopf.

„Bitte, bitte Filippo!"

„Nein, ich kann wirklich nicht. Da wird schwerlich Kuchen genug übrig bleiben!"

„Doch. Ganz gewiß. Bringe mir welchen. Du bist immer so gefällig, Filippo!"

„So? Jetzt bin ich „immer gefällig" — erst war ich noch ein „Dummkopf"! „Na — —" und seine Stimme flüsterte unbeschreiblich gutmüthig, während seine Augen listig funkelten: „Ich will sehen, ob es möglich ist."

„Recht viel, guter Filippo, recht viel."

Schelmisch ihm zulachend, huschte sie davon und hörte nicht mehr, wie der Diener halb zärtlich, halb ärgerlich brummte:

„Diese Naschkatz! Recht viel Kuchen gar! Ja, ich glaube wohl." —

Nachdem ihre Nichte fortgesprungen war, hatte Rita den Kopf sinnend in die weiße Hand gestützt.

„Ob er wohl Wort hält und kommt? Es wäre schade, wenn er es nicht thäte. Noch nie habe ich eine so frische Natur kennen gelernt. In dem ist Leben!

Mit welcher Gluth er das Glück empfindet, hier in Rom zu sein — —"

Geräuschlos trat Yanthe ein und sah hingerissen auf die Schwester; dieselbe schien ihr heute noch mehr Sorgfalt und Geschmack als sonst auf ihren Anzug verwendet zu haben.

„Oh, how beautiful you are!"

Ein leichtes Erröthen färbte Ritas Wangen bei dem entzückten Ausruf.

„Du bist die geborene Künstlerin," fuhr Yanthe anerkennend fort. „Wenn ich es doch auch verstünde, mir solchen reizenden Anzug zu zaubern. Jeden Tag siehst Du anders aus, auch wenn Du dasselbe Kleid trägst. Ein Stück Mull, einige echte Spitzen, ein Paar Stecknadeln und ein guter Einfall, damit verstehst Du schon den glänzendsten Erfolg zu erzielen!"

Yanthe sagte nicht zu viel, denn Rita besaß unter anderen Talenten auch das, ihre Schönheit durch die Art ihrer Kleidung in der rechten Weise zu heben. Mit einer unerschöpflichen Erfindungsgabe wußte sie, oft mit den geringsten Hilfsmitteln, täglich Abwechslung in ihre äußere Erscheinung zu bringen, eine um so natürlichere Gabe, da sie Zeit genug besaß, sie zu pflegen. Die Stunden vor dem Spiegel gehörten zu den gesellschaftlichen Pflichten, denen sie am liebsten oblag. Langsam erhob sie sich und nahm einige Epheuranken und Cypressenzweige aus Luckys Vase, um sich einen anmuthigen Busenstrauß daraus zu binden. Während sie denselben mit einer Camee festheftete, fragte sie:

„Liebe Yanthe, was hast Du heute den ganzen Tag gethan?“

„Nichts, als überall Karten abgegeben,“ seufzte Mrs. Low unbefriedigt und ihr weiches Gesicht zeigte einen Ausdruck der tiefsten Trostlosigkeit.

„Du bist wieder stundenlang umhergefahren, zu allen erdenklichen Bekannten und Unbekannten?“

„Ja, aber nirgends ausgestiegen.“

„Ich würde mich nicht so zum Sclaven der Form machen.“

„Wie soll ich es ändern?“

„Schicke die Carrozza allein und lasse den Diener die Karten abgeben. Es ist eine Thorheit, daß Du Dich zur Märtyrerin der Höflichkeit machst! Niemand dankt es Dir.“

„Aber Alle verlangen es, weil sie uns dieselbe Aufmerksamkeit erweisen.“

„Was gehen mich die Leute an, wenn sie so thöricht sind, ihre ganze Lebenszeit mit Scheinvisiten und Kartenabgeben todtzuschlagen!“

„Dir ist es allerdings gleichgiltig, ob Du Jemanden verletzest.“

„Ja, das ist es mir freilich, ganz gleichgiltig, während Du Dir vor lauter Weichheit und Hingebung lieber die größten Plagen auferlegst, um nur keine Rücksicht außer Acht zu lassen und sei es auch gegen die fadesten Geschöpfe!“

Ein tiefer Seufzer stieg aus Yanthens Brust.

„Wenn nur das Menschengetümmel heute erst überstanden wäre!“ klagte sie schwermüthig. „Wen erwartest Du?“

„Unter Anderen vielleicht den Deutschen, der mich gestern von den Banditen befreit hat.“

„So? Das wäre ja recht peinlich.“

„Warum?“

„Weil Du solche Abneigung gegen die Deutschen hast.“

Rita machte sich bei der Theemaschine, welche der Diener brachte, etwas zu schaffen und schwieg.

„Und wer wird mit diesem Herrn von Brömsen, den Niemand kennt und der, wie Du sagst, nur sein ehrliches Deutsch kann, sprechen?“

„Natürlich nehme ich ihn auf mich,“ antwortete Rita trocken. „Es ist ihm sehr gesund, wenn er englisch lernt.“

Vom Spiegelzimmer aus sah man in eine lange Flucht prachtvoll ausgestatteter Gemächer, durch deren schwere Sammet- und Seidenportièren sich die ersten Gäste näherten. Allmählich füllten sich die Zimmer. Da Mr. Low sich um einer Magenverstimmung willen fern hielt, so mußten die Damen allein die Pflichten des Wirths ausüben. Und sie verstanden es Beide, die Eine mit ihrer Herzensgüte, die Andere mit ihrem Geist. Mit dem schnellen Blick wohlerprobter Erfahrungen überflog jede von ihnen die Neuankommenden und berechnete gewandt, wohin sie dieselben zu weisen habe. Hier in diese lauschige Ecke

wurde die hohe englische Aristokratie gelockt, es ließen sich hier die Sessel am allerausschließlichsten zusammenschieben. Dort in der tiefen Fensternische zogen die beiden wunderschönen römischen Contessen bald sämmtliche italienischen Nobili nach sich, während zwei reiche Newyorker Banquiers gewiß mit diesem Plantagenbesitzer aus Rio grande etwas zu sprechen wußten, augenblicklich stellte Rita sie einander vor. O sie war sehr klug und errieth gleich, welche Leute zusammen paßten und welche nicht. Je mehr Fremde ankamen, je vorsichtiger wußte sie überall einzugreifen, hier zu verbinden und dort zu trennen. Die Reichen zu den Reichen, die Vornehmen zu den Vornehmen, diese namhaften Gelehrten zu jenen Künstlern von Ruf, und nun die Damen nicht zu vergessen. Ueberall fand sie ein liebenswürdiges Wort. Jetzt führte sie eine wohlbeleibte Principessa, die mit funkelnden Ketten und Perlen übermäßig behängt war, eifrig plaudernd in den anstoßenden Salon, denn die Principessa war päpstlich gesinnt und in ihrer unmittelbaren Nähe fing eben ein Adjutant Victor Emanuel's an, auf Antonelli zu schelten. Dort stand Yanthe und unterhielt sich wohlwollend mit einem Schüler Joachims, der ihre Gönnerschaft für sein baldiges Violinconcert zu gewinnen suchte und im nächsten Augenblick ließ Rita sich schon wieder von einer Dame aus Irland alles erzählen, was diese von ihren Kindern zu berichten wünschte.

Ach! Die Irländerin hatte eine große Familie und Rita hörte so gespannt zu und fragte so freundlich und angelegentlich nach jedem Einzelnen, die liebende Mutter

gerieth über ihre warme Theilnahme ganz in Begeisterung — — herzlich zog Rita sie auf einen weichen Divan nieder und setzte sich neben sie — wirklich! — Ah, das Enkelchen muß reizend sein! — Hat es schon Zähne? — Ist die unerträgliche Person noch nicht fertig? — Ich höre keine Silbe von ihrem ausführlichen Geschwätz. — Sie war sehr gelangweilt, da kam in ihre schönen Augen plötzlich ein höherer Glanz. Ihr ungeduldiges Warten hatte ein Ende, ihr ärgerlicher Seufzer wich einer frohen Wallung. Marx von Brömsen schlug den Thürvorhang zurück und trat ein. Mitten durch das Gewühl der Menschen hindurch erkannte sie seine hohe, ritterliche Gestalt augenblicklich.

Sie erhob sich, um dem Gast entgegen zu gehen. Sonst war Rita nie beklommen, aber in diesem Augenblick, da die blauen Augen des Deutschen so sonnig auf sie niederschauten, wurde ihr mitten in dem sie umgebenden Treiben gar eigen zu Muth. Immer hatte sie sich allein gefühlt unter den vielen Menschen, heute zum ersten Mal fühlte sie sich nicht länger vereinsamt. Die freudige Ahnung durchbebte sie, daß sie noch ein besseres Leben kennen lernen könnte, als das, welches sie bis jetzt führte. — In allen bekannteren europäischen Sprachen schwirrte das Gespräch, die verschiedensten Nationen sah man vertreten, Marx war der einzige Deutsche. Zu ihrem stillen Triumph bemerkte Rita, daß er trotzdem nicht übersehen wurde, sondern bald die Aufmerksamkeit Einiger sich auf ihn richtete. Als sie ihn ihrer Schwester vorstellen wollte, erkannten sich die Beiden.

„Habe ich nicht schon die Ehre gehabt, mit Ihnen zu reisen?“ fragte er und Yanthe neigte das Haupt zustimmend.

„Allerdings. Sie fuhren mit uns zusammen über den Brenner.“

„Dann sind Sie also derselbe Deutsche, auf den Lucky mich so neugierig machte?“ rief Rita heiter aus.

„Lucky? Richtig. So hieß ja das schwarzäugige Kind, über dessen Nationalität ich gar nicht in's Klare kommen konnte.“

„Und weshalb das nicht?“

„Weil es vier Sprachen mit gleicher Fertigkeit sprach. Wie es das so früh lernte, begreife ich noch heute nicht. Und welches war denn eigentlich seine Muttersprache?“

„Keine und alle! lachte Rita. Daran müssen Sie sich bei uns Amerikanern, die wir bald in diesem, bald in jenem Lande umhervagabondiren, gewöhnen. Unsere Lebensweise macht uns die Beherrschung verschiedener Sprachen zum nothwendigen Bedürfniß, deshalb ist es unser erster Grundsatz, den Kindern schon so früh wie möglich ausländische Bonnen zu geben. Sie eignen sich dann die fremden Sprachen spielend an und gewinnen damit einen großen Vortheil.“

„Vielleicht;“ sagte er zögernd, „aber wenn so viele verschiedene und oft entgegengesetzte Einflüsse bereits im zarten Alter auf ein Kind wirken, sollte darin für die harmonische Entwickelung seines Gemüths gar keine Gefahr liegen?“

„Gemüth?“ Rita sah ihn belustigt an. „Man hört doch gleich, daß Sie ein Deutscher sind. Gemüth?

Was verstehen Sie darunter? Jedenfalls etwas, das wir gar nicht kennen. Lucky hat Phantasie, Launen, Leidenschaften, selbst Esprit — aber Gemüth? Was sollte sie auch damit? Wenn ich zum Beispiel Gemüth besäße, ich wüßte damit gar nichts anzufangen."

„So lange Sie mir das mit so fröhlichem Gesicht erklären, glaube ich nicht, daß dies Ihr Ernst ist."

„Glauben Sie, was Sie wollen. Ich habe doch Recht!"

Er verbeugte sich.

„Natürlich. Damen haben immer Recht."

„Sie sind ein boshafter Mensch!" und schmollend kehrte sie ihm den Rücken.

Die Diener boten ihm Thee und feines Gebäck an, die einzigen Erfrischungen, welche umhergereicht wurden. Es mochten sich allmälig gegen zweihundert Personen in den glänzenden Räumen versammelt haben. Fast ohne Ausnahme trugen die Damen außerordentlich viel kostbares Geschmeide, waren aber nach amerikanisch-römischen Anschauungen in dem einfachsten Anzug erschienen.

„Ich bin erstaunt, daß es heute hier so leer bleibt," sagte eine amerikanische Bildhauerin zu Marx. Man sieht recht, daß die Saison noch nicht angefangen hat."

„Wie, sind Ihnen dies noch nicht der Gäste genug?"

„Nein. Ich ziehe es vor, die Säle voll zu sehen. Noch sind zu viele von ihren Villen in Albano und Frascati nicht zurückgekehrt und der Fremdenstrom kommt erst später in vollen Zügen. Zwischen Weihnachten und Ostern fängt das Leben hier erst an unterhaltend zu

werden;" dabei spielte die Dame verstimmt mit den blaßrothen Schleifen ihres mattblauen Atlaskleides und wiegte sich müde im Schaukelstuhl, das mit schweren, falschen Flechten beladene Haupt überdrüssig zurücklehnend. Einige Herren näherten sich ihr mit einer Photographie, die nach einem Brunnen aufgenommen war, den sie kürzlich für Philadelphia modellirt hatte. Man sagte ihr viel Schmeichelhaftes über ihr Werk, und als Marx das Bild gesehen, wollte er in die Anerkennung der andern einstimmen, denn die Tritonen, welche das Becken trugen, sowie die Seeungeheuer, welche die Wasserstrahlen ausspieen, waren kräftig gedacht und von augenscheinlich hochbegabter Hand.

Indem Rita ihn verstohlen beobachtete, wandte sie ihm schelmisch den Kopf zu und flüsterte: „Lassen Sie sich auch Sand in die Augen streuen wie die meisten?"

„Was wollen Sie damit sagen?"

Heimlich einen spöttischen Blick nach der Künstlerin hinüberwerfend, legte sie eine Secunde lang ihre Hand auf seinen Arm und beugte sich ein wenig vor:

„Jene Bildhauerin ist jetzt aus einer großen Verlegenheit befreit, denn sie kann ihr Atelier wieder öffnen, nachdem sie es seit Monaten geschlossen halten mußte — und wissen Sie warum geschlossen? Die böse Welt behauptet, weil der Italiener, der ihre Statuen für sie meißelte, gestorben sei. Jetzt endlich soll sie ein mittelloses Talent gefunden haben, dessen Arbeiten den seinen ähnlich sind — — verstehen Sie?" In Ritas Augen saß der muthwilligste Schalk. „Glauben Sie mir, die Künstlerin gab jedenfalls immer die Ideen an — der

Italiener hatte sie nur auszuführen — that nichts als das Handwerksmäßige dabei, und wer weiß, ob selbst das wahr ist? Die Welt ist gar zu schlecht!"

Lachend erhob sie sich und führte ihn aus dem Gewühl in die anstoßenden Gemächer, wo es weniger voll und laut war. „Ich besuchte heute Morgen," fuhr sie fort, die Stanzen Raffaels und vertiefte mich lange in seine Gemälde. Wenn ich solche Meisterwerke in mich aufgenommen habe und dann hinterher an gewisse erbärmliche Zustände der Gegenwart denke, überfällt mich etwas wie gelinde Verzweiflnng über uns Zwerge. Wie klein ist unsere Zeit und dünkt sich doch so groß!"

„Unterschätzen Sie die Gegenwart nicht, gnädiges Fräulein. Ihre Bedeutung liegt auf einem andern Gebiete als die der Zeit Raffael's, und wer weiß, welche Entwickelung sie noch nimmt. Ich hoffe Großes von der Zukunft, wenigstens für mein Volk."

„Und weshalb gerade für Ihr Volk?" fragte sie ein wenig spöttisch.

„Weil ich den Tag von Sedan erlebt habe und seitdem den unerschütterlichen Glauben besitze, ein Volk, an dem Gott so Großes gethan, wird, wenn auch vielleicht nach hartem, inneren Ringen, nicht den Versuchungen und Krankheiten seiner Zeit erliegen, sondern dieselben überwinden lernen, um zur herrlichen Entfaltung aller seiner edelsten Kräfte durchzudringen."

Bei diesen Worten betraten sie ein Kabinet, dessen einfach edler Styl einen wohlthuenden Gegensatz zu dem Spiegelzimmer bildete. Vier Säulen aus Verde antico

oder grünem Marmor, mit weißen korinthischen Capitälen, trugen die reizende Wölbung, in deren Mitte man einen jungen Gott, auf dem Adler emporschwebend, gemalt sah. Liebliche Genien aus Gips hielten in den vier Ecken Blumengewinde, die sich um den Sims schlangen, während in den gelb abgetönten Nischen der zartgrauen, polirten Wände weiße Marmorstatuen standen. Durch die Fenstervorhänge aus purpurrother Seide schien die Nachmittagssonne und warf ein so feuriges Licht auf die herrlichen Gestalten, daß sie von warmem Leben durchglüht erschienen.

Sinnenberauschend wirkte diese eigenthümliche Beleuchtung auf den Maler, als er an der Seite des schönen Mädchens die Schwelle überschritt.

Es waren alles werthvolle Arbeiten nach der Antike. Unter denselben befand sich auch die Amazone Polyklet's aus dem Braccio nuovo des Vaticans. Da diese ihn in ihrer strengen, herben Schönheit immer an Rita erinnert hatte, blieb er schweigend vor ihr stehen. Von dem magischen Licht umflossen, dünkte sie ihm zum wirklichen Leben erwacht; in dem rechten Arm, der wie ermattet vom Kampfe ausruht, schlug der Puls, das leicht aufgeschürzte Gewand fiel über einen athmenden Körper, während das rosig angehauchte Antlitz ihm, je hingerissener er es betrachtete, um so verlockender, Rita's eigenartigste Reize wiederzustrahlen schien. Besonders dieser festgeschlossene Mund mit dem Zug der Unbefriedigtheit und des beherrschten Schmerzes glich so ganz dem ihren. Kaum wagte er von dem Marmorbilde weg auf

sie zu schauen. Wie schön sie selbst sei, die Lebende, — nachdem er die Statue betrachtet, fürchtete er sich fast, es wieder zu erfahren.

Schwerlich ahnte Rita, was in ihm vorging und weshalb er so in sich versunken vor dem Marmorbilde zögerte. Von der im Kabinet herrschenden Kühle angenehm berührt, ließ sie sich in einem der vergoldeten mattgrauen Atlassessel nieder, worauf er sich an eine Säule ihr gegenüber lehnte.

Unbefangen mit ihr plaudernd, blickte er durch die offene Flügelthür in die lange Perspective schimmernder Gemächer und ließ die bunten, wechselnden Gruppen wie heitere Bilder einer Laterna magica an seinem Auge vorüberziehen. Unter den vielen fremdartigen Erscheinungen fesselten die dunkeläugigen Römer und Römerinnen sein Interesse am meisten. Er bat Rita, ihm die hervorragendsten Männer mit Namen zu bezeichnen. Es waren zum Theil auffallend schöne darunter und viele gehörten alten vornehmen, ja berühmten Geschlechtern an, aber während Haar und Bart, sowie das übrige Aeußere, bis zu den unbedeutendsten Einzelheiten der Kleidung, von der aufmerksamsten Pflege zeugte, lag in dem Ausdruck der meisten jungen Leute etwas unsagbar Schlaffes, Müdes, Energieloses.

„Hübsche Züge, und doch nur Friseurgesichter, nicht wahr? sagte Rita verächtlich.“

Der Maler nickte. „Besonders jene neun jungen Männer, die sich dort um die blonde Engländerin schaaren und die einander so ähnlich sehen. Wer mögen jene sein?“

„Das sind alles Brüder, nämlich die Grafen Randanini, die zu den reichsten Grundbesitzern Italiens gehören. Ihr Vermögen ist ebensogroß wie der Schmutz in den Hütten ihrer Bauern und das will etwas sagen. Sie besuchen uns fast alle Tage und ich sehe sie gern, denn es sind die harmlosesten, bequemsten Gäste, die man sich denken kann, nur eins ist schade, sie thun alle neun in ihrem ganzen Leben — nichts!"

„Nichts? Das ist allerdings nicht viel!"

„Nein — gar nichts! Das heißt: Sie essen gut, sie trinken gut —"

„Erfreu'n sich ihres Maulwurfsglücks? fiel Marx heiter ein. Wie mag es wohl in der Seele solcher Faullenzerexistenzen aussehen?"

„Oede."

Sie sagte das plötzlich mit einem mühsam verhaltenen, bittern und unbefriedigten Klang, daß Marx sie überrascht und halbwegs forschend anblickte. Nur scheinbar heftete sie ihr Auge auf den Lorbeerkranz aus Mosaik, der in den gelblichen Marmorboden eingelegt war, in Wirklichkeit schaute sie über denselben fort und mit einem flüchtigen Schatten von Melancholie in's Leere. Eine trostlose Geschichte sprach in diesem Augenblick aus ihren verschlossenen Zügen, aber er kannte ihr Leben noch zu wenig und es lag zu weit ab von jenem, welches er führte, als daß er sie hätte enträthseln können. Nur seine Theilnahme wurde durch diesen seltsamen Blick tiefer angeregt.

„Heute bin ich den ganzen Morgen in meinem Atelier fleißig gewesen, um einen Gedanken auszuspinnen, der mir in dieser Nacht kam;" begann er, in dem Wunsch, sie von ihrem trüben Sinnen abzulenken.

„Haben Sie vielleicht den ersehnten Stoff für Ihr Bild gefunden?"

„Ja. Und ich bin recht gespannt, wie er Ihnen gefallen wird."

„O, erzählen Sie, was wollen Sie malen?"

„Das Todtengericht über den Papst Formosus."

„Wie? das klingt ja eigenthümlich?"

„Ja, daß ich Ihnen nur gestehe, nach Allem was ich hier in Rom sehe, scheint mir das Papstthum gleichsam sich durch sich selber in furchtbarem Ernst zu richten und zwar indem seine Kirche hier durch ihren Verfall den Beweis liefert, daß dasselbe nur noch den falschen Schein des Lebens künstlich nach Außen hin aufrecht hält, in Wahrheit aber nachgerade innerlich zur Leiche erstarrt ist. Ein Todtengericht in noch tieferem Sinne als gewöhnlich. Diese Idee, welche sich mir hier täglich mehr als jede andere aufdrängt, weiß ich in keinem Stoff unbefangener und zugleich freier von jeder Tendenz auszudrücken, als in dem, den mir die eigenste Geschichte der Päpste bietet."

„Und wie ist dieser Stoff? Ich kenne ihn nicht."

„Wenn es Sie interessirt, werde ich Ihnen denselben kurz erzählen."

„Bitte."

„Im September des Jahres 891 wurde hier also ein hervorragender Bischof, Namens Formosus, zum Papst ernannt; seine Wahl galt zwar für uncanonisch, da er vorher nur Bischof von Porto und nicht Cardinal gewesen war, aber die Bedrängniß des von wüthenden Parteien zerrissenen Roms entschuldigte und erforderte diese Ausnahme, denn man brauchte seinen starken Arm. Während der kurzen Zeit seiner Regierung, die nur vier und ein halbes Jahr dauerte, hatte er es mit den erbittertsten Gegnern zu thun, weil er es nicht, wie es anfangs geschienen, mit dem jungen König Lambert hielt, welchen die nationale Partei, als einen Großen ihres Landes, zum Kaiser haben wollte, sondern statt dessen mit dem kräftigen Arnulf von Kärnthen, den er in Rom zum Kaiser krönte, um eine Stütze an ihm zu gewinnen. Seine Gegner erklärten, er habe durch diese Handlung Italien an Deutschland verrathen, was ihm nie vergeben werden könne. Einige Zeit darauf starb er, sei es durch Krankheit, Gift oder Meuchelmord, und einer seiner leidenschaftlichsten Feinde, Stephanus VI., wurde Papst. Kaum sah dieser sich im Besitz der Macht, so befahl er, daß man die Leiche seines Vorgängers aus dem Sarge, in welchem sie seit acht Monaten moderte, herausrisse und mit den päpstlichen Gewändern bekleidet im Concilienfaal auf den Papststuhl setze. Dann wurden die ersten Würdenträger der Kirche, Cardinäle, Bischöfe und Diaconen, feierlich von ihm berufen und unter seinem Vorsitz ein öffentliches Gericht über den Todten abgehalten.

Wirklich ging die Schamlosigkeit, mit der man den Stuhl Petri schändete, so weit, daß man einen Advocaten dem Todten gegenübertreten ließ, um ihm die Vergehen, deren man ihn anklagte, vorzuhalten, und der lebende Papst fragte ihn in fanatischer Wuth: ‚Warum hast Du den apostolischen Stuhl von Rom usurpirt, da Du zuvor nur Bischof von Porto warst?‘ Nachdem der Anwalt des Verstorbenen seine Vertheidigung hervorgebracht, ward der Todte für überführt erklärt, den Papststuhl wieder alles Recht eingenommen zu haben, der päpstlichen Gewänder beraubt und ein fürchterlicher Fluch über ihn ausgesprochen. Darauf hieb man ihm die drei Finger der rechten Hand ab, mit denen er einst den Segen zu ertheilen gepflegt, schleppte ihn aus dem Saal und stürzte ihn unter dem wüsten Zulauf des Pöbels in den Tiber. So geschehen in Rom im Jahre 897, wie der Chronist erzählt.“

„Dies also wollen Sie darstellen?“

„Ja. In der Stimmung, in die mich meine Beobachtungen hier versetzen, vermag ich jetzt nur ein Bild voll des tiefsten Ernstes zu schaffen und ich glaube daher, daß meine Wahl auf einen für mich geeigneten Stoff gefallen ist. Es giebt in der Weltgeschichte schließlich keine so grausige Scene, der nicht zugleich ihre ergreifende Tragik und Poesie abzugewinnen wäre und seit ich Michelangelo's jüngstes Gericht studirt, denke ich, daß auch dieses Gericht, welches nicht Christus, sondern nur die Karikatur seines Statthalters verhängte, so darzustellen ist, daß es die Seelen er-

schüttern und zum Nachdenken zwingen kann. Was sagen Sie dazu?"

Aufmerksam hatte Rita zugehört. Der Maler schien ihr beim Sprechen an Schönheit und Ausdruck zu gewinnen und durch Einfachheit, mit der er ihr seine Idee entwickelte, wirkte diese tief auf sie.

Als er schwieg, glänzte ihr Auge stolz.

„Ja, das müssen Sie malen. Ich könnte mir keinen Stoff denken, der sich besser eignete gerade für Sie, der Sie sich nicht, wie ich, bei den hiesigen Gottesdiensten mit dem buntheiteren Schauspiel der Ceremonien genügen lassen, sondern immer einen tieferen Gehalt darin suchen und enttäuscht sind, wenn Sie entdecken, daß die bunte Schale ihren alten Glanz verliert, meistens leer ist oder ihr Kern todt, erstorben. Und dann, dies entsetzliche Gericht in großen, gewaltigen Zügen gemalt, wie vernichtend müßte es wirken in dem heutigen Rom, wo erst vor kurzem das Dogma der Unfehlbarkeit verkündigt ist. Ich möchte Ihnen prophezeien, daß dies Gemälde, wenn Ihnen die Ausführung, die ich mir nicht leicht denke, gelingt, für ihre ganze Zukunft entscheidend werden könnte."

Das Feuer, welches bei diesen ermunternden Worten aus ihren Augen blitzte, verfehlte nicht einen tiefen Eindruck auf ihn zu machen und die Freude, sich über sein künstlerisches Schaffen zum ersten Male gegen eine schöne und kluge Frau aussprechen zu dürfen, die ihn dafür mit lebhafter Theilnahme belohnte, wirkte so bestrickend auf ihn, daß er sich dem Einfluß ihres ermuthigenden

Urtheils diesmal rückhaltloser hingab, als es in unbefangener Stimmung je seine Art gewesen sein würde.

Während die Beiden sich in dies Gespräch vertieft hatten, spielte Lucky mit einer fröhlichen Kinderschaar in einem nicht weit entfernten Saal, den sie mit ihren Kameraden als ihr „Paradies" betrachtete. Ein schönerer Tummelplatz zum Spielen ließ sich kaum denken. Es war einer jener ungeheuer großen und hohen Säle, wie man sie oft in den alten römischen Palästen findet, mit uralten und ausgeblichenen, aber für Kinder höchst anziehenden Gobelins an den Wänden, auf denen sich die abenteuerlichsten Scenen abspielten. Da sah man zum Beispiel Ritter in gelben Strümpfen und blauen Kniehosen mit rothen Federn am Baret, oder vom Kopf bis zu den Füßen geharnischt, sich beim Turnier erlustigen, oder zarte Jungfrauen in langer Schneppentaille und steif gefalteten Röcken, mit Goldketten geschmückt, über grüne Wiesen wandeln. Auch Engel konnte man schauen, die mit der Mähne eines Löwen spielten, Göttinnen, die von weißen Schwänen im Wagen gezogen wurden und Amor, der mit einer Fackel zärtlich Liebenden voran in eine Rosenlaube flog.

Ebenso phantastisch wie der Saal, waren die Spiele, in welchen die Kinder sich ergingen. Lucky war natürlich Königin, die alles anordnete.

Sie hatte die Knaben als Ritter und die Mädchen als Hoffräulein mit bunten Verkleidungen ihrer Theatergarderobe ausstaffirt. Sich selbst wand sie um die Stirn turbanartig einen feuerrothen Shawl, aus dem ihr dichtes

schwarzes Haar bis an den Gürtel niederquoll. Eine Feder wurde als Abzeichen ihres Ordens keck in den Turban gesteckt, denn die Ritter von der Adlerfeder mußten ihr gehorchen, war sie doch Gebieterin des Hofhaltes. Ueber ihr dunkles Kleid band sie schräge eine blaue Schärpe, als Bandelier und nahm einen vergoldeten Stab in die Hand, an dessen Spitze eine weiße Papierlilie befestigt war, die eine Lotosblume bedeuten sollte. So saß sie auf einem hohen, alterthümlichen Lehnstuhl, ihrem Thron, und ertheilte eifrig Befehle.

„Ob Filippo mich ganz vergißt?“

„Königin, singe uns ein Lied! flehten ihre Hofdamen und die Ritter, die auf jeden Wink ihres Auges lauschten, beugten das Knie, um den Wunsch zu unterstützen.“

„Was soll ich Euch singen?“ fragte sie herablassend und voll Würde.

„Einerlei, was Du willst, am liebsten eins von Deinen eigenen Gedichten.“

Nachdenklich stützte sie den turbangeschmückten Kopf. Sie dichtete so viele Lieder, daß ihr die Auswahl schwer wurde.

„Es sei“ — sagte sie gnädig — „ich will Euch die Ballade von dem schönen Barbaren vorsingen, der von der blauen Ostsee nach Rom kam und als Fechter im Colosseum starb.“

Die Knaben und Mädchen setzten sich auf den Teppich und lauschten.

Mit ihrer anmuthigen Stimme sang sie regellos und nach eigener Composition.

Ihr schwebte bei der Schilderung des Fechtens eine Gestalt vor, an die sie im Wachen und Träumen dachte, darum sang sie immer feuriger und leidenschaftlicher, und als der Held endlich auf der Arena schwer verwundet wurde, traten einem Kinde nach dem andern Thränen in die Augen. Das war ihr sehr schmeichelhaft, aber schließlich wurde sie selbst gerührt und als er starb, weinte sie mit.

„Das war das Lied vom germanischen Barbaren!“ sagte sie triumphirend und sprang von ihrem Thron.

Heimlich suchte ihr Blick wieder den Diener, da derselbe sich aber nirgends blicken ließ, gab sie ihren Rittern und Damen einen schwierigen Auftrag, um, während jene sich damit abquälten, selbst nachzusehen, ob sie nicht seiner oder wenigstens eines Kuchentellers habhaft werden könne.

Leise schlüpfte sie zur nächsten Thür und öffnete sie vorsichtig. Kein Filippo zu sehen. Rasch zog sie die Thür hinter sich zu und, das Gemach leer findend, faßte sie sich ein Herz und wagte sich weiter. Richtig, dort standen, wie sie gehofft, noch vor dem Eingang in das Kabinet auf einem Tischchen allerlei lockende Kuchenreste. Flink wie eine Eidechse und ebenso geräuschlos schlich sie näher. Schnell wurde die ganze Tasche voller Süßigkeiten gestopft, da, als sie eben von einem Zuckerkringel das zweite Stück abbeißen wollte, während sie an dem ersten noch mit Wohlbehagen kaute, horchte sie hoch auf.

In dem angrenzenden Kabinet sprachen zwei Personen lebhaft miteinander. Die eine hatte Rita's Stimme und die andere? Unmöglich!

Ihre Pulse hämmerten vor Aufregung; unhörbar ließ sie sich auf dem weichen Teppich bei der Thür niedergleiten, wo der Vorhang ihr die Beiden verbarg. Noch den Kringel halb abgebissen in der einen Hand, suchte sie mit der anderen ganz sachte die schweren Falten ein wenig zurückzubiegen und starrte in das Kabinet. Es flimmerte ihr vor den Augen.

Sie sah Rita kaum an, genug, daß sie da war — aber unverwandt beobachtete sie den Mann, der jener gegenüber an der grünen Marmorsäule lehnte und so tief und gluthvoll in das schöne Antlitz des Mädchens blickte, in dessen Wesen so ganz das Erwachen einer großen Leidenschaft zu dämmern schien, während er mit beredten Lippen von seinem Gemälde erzählte — kaum wagte sie zu athmen, aus Furcht ihr stilles Lauschen zu verrathen. Nur immer verwunderter, erschrockener und böser bohrten sich ihre schwarzen Augen auf das Paar.

„Aha, Mademoiselle Lucky, vous ici? Qu'est-ce que c'est?"

Marx und Rita schauten auf und entdeckten das Kind, es dabei auf einem so dämonischen und wilden Blicke ertappend, daß wenigstens der Maler wie vor einem Räthsel stand.

Die Französin hatte Lucky leise von hinten beim Arm gefaßt und sah ihr schadenfroh in's Gesicht.

„Wieder hinter der Thür gelauscht? Nun es wäre nicht das erste Mal. Und allen Kuchen gestohlen, um hinterher zu behaupten, Filippo sei es gewesen? Auch schon oft dagewesen! Ich bin doch neugierig, was —" In diesem Augenblick gelang es Lucky, sich von dem eisernen Griff um ihre Hand zu befreien.

„Ich habe nicht genascht. Es ist nicht wahr. Mr. York, der eben fortging, hat mir den Kuchen geschenkt."

Als Marx sah, wie sie sich aalglatt den Händen der Französin entwand, entschlüpfte ihm ein Lächeln, das Lucky tief kränkte. Es lag freilich nichts weiter in demselben, als daß er sie für ein ungezogenes, naschhaftes Kind hielt, dem es sehr heilsam sei, für sein heimliches Lauschen ausgescholten zu werden, aber gerade dies war genug, um die kleine Undine aus der Fassung zu bringen.

Flammenröthe im Gesicht, wandte sie dem Kabinet den Rücken und schoß der triumphirenden Französin ihren wüthendsten Blick zu, sich jedoch schnell besinnend, daß es in diesem Augenblick das Schlaueste sei, dem Ereigniß eine drollige Wendung zu geben, faßte sie die höchst affectirte Dame, ehe diese es sich versah, um die Taille und wirbelte mit ihr einige Male voll toller Ausgelassenheit im Zimmer umher. Dann — eine tiefe, ehrfurchtsvolle Referenz, voll Bosheit, Hohn und Muthwillen und — hinaus zum Zimmer war sie.

Eine so merkwürdige Aufregung hatte sie ergriffen, daß sie alles mit sich fortriß. Ihre Ritter und Damen waren mit dem Auftrage, den sie ihnen gegeben, noch nicht fertig.

„Einerlei," rief sie heftig, „einerlei. Ihr seid ja sonst auch manchmal faul, aber nun wird das Spiel nicht weiter gespielt, ich — wißt Ihr wozu ich Lust habe? Ich will Tarantella tanzen!"

Lucky tanzt! Ein Ausbruch des Entzückens. Im Nu wurden die Stühle an die Wand geschoben, die bunten Kostüme, die noch den Boden bedeckten, fortgeschleppt und schon stand Lucky in der Mitte des Saales und hatte sich ihren Tänzer ausgesucht, einen geschmeidigen Italiener von dreizehn Jahren.

Ihre kleinen Füße steckten in ein Paar weißen, goldgestickten Atlasschuhen, die sie vorhin als Königin getragen, lose flatterte das Haar um ihre Schulter und während ihr Partner zu der von ihr gesungenen, feurigen Melodie den Tact mit den Castagnetten klapperte, hielt sie leicht eine römische Schärpe in den erhobenen Händen und schwebte, bald sich mit derselben in dieser, bald in jener annuthigen Stellung den jubelnden Zuschauern zeigend, in den verschlungenen reizenden Touren dahin.

Dies war wirklich eine echte Tarantella, keine wie sie die jungen Mädchen der vornehmen Welt in Rom beim Balletmeister mühsam einstudiren, um sie doch nur selten sicher zu können, Beide, der Knabe und das Mädchen, tanzten sie, wie von einem Pulsschlag der Lust beseelt.

Lucky's Augen brannten dabei von dem in ihr lodernden Feuer: sie athmete hastig und heiß, ihre Gedanken verweilten noch bei dem belauschten Gespräch, worauf der Instinct sie trieb, die in ihr wallende Leidenschaft durch den Tanz auszutoben.

In der offenen Saalthür standen Rita und Marx als Zuschauer; die Französin schlug die Hände über dem Kopf zusammen.

Sie war mager, eine kleine geputzte Dame; mit den dünnen, beringten Fingern strich sie sich die gedrehten Locken aus der Stirn und sagte tadelnd:

„Wie das Kind wild und maßlos tanzt!“

„So? Ich habe nie eine genialere Auffassung der Tarantella gesehen,“ erwiderte Rita eifrig. „Lucky's Tanz gleicht einem Flammenspiel, kein Irrlicht kann leichter hin und her gaukeln als sie.“

Die Französin bemerkte, daß ihr Tadel Rita verstimmt habe, in sanftem Schmeichelton hub sie daher an:

„Ja, allerdings, Talent hat Lucky zu Allem. Zuweilen kann sie wie ein Engel tanzen!“

„Stupide!“ antwortete Rita kurz und warf ihr einen verächtlichen Blick voll beißenden Hohnes zu. Mit den Zähnen knirschend, verschwand die andere.

„Wer ist diese Dame?“ fragte Marx.

„Lucky's französische Gouvernante. Eine durch und durch falsche Katze, vor der ich Sie warne. Unter anderen Untugenden lehrt sie Lucky auch das Lügen.“

„Und warum behalten Sie dieselbe dann?“

„Sie hat die eleganteste Pariser Aussprache und Lucky von den ersten Jahren an erzogen; überhaupt ist sie bequem im Hause zu haben und thut Alles, was man will.“

„Wenn sie unwahr ist, würde ich Lucky an Ihrer Stelle um keinen Preis in ihren Händen lassen!"

„Wir können sie aber nicht entbehren," antwortete Rita kurz.

Mitleidig betrachtete er das Kind. Vielleicht bemerkte es, daß sein Blick an ihm hing. Unwillkürlich schwebte es noch schneller im Reigen um seinen Gefährten, während die Augen unter dem Turban wie zwei lockende Sterne glühten und nicht ohne Koketterie wußte es anmuthig solches Schmachten und Sehnen in seinen Ausdruck zu legen, daß Marx sich fragte, ist es wirklich ein Kind, das Dir dort sein Spiel vorgaukelt?

Ein wunderbares Gemisch von Unwillen, Theilnahme und Verwirrung ergriff ihn. „Sie werden manches bei diesen Ausländern kennen lernen, wovon sich Ihr unschuldiges deutsches Herz nichts träumen läßt!" Damit hatte ihn Doctor Murr heute verlassen.

Er wandte das Auge von Lucky ab und verabschiedete sich von Rita.

„Werden Sie bald wiederkommen?" fragte sie erwartungsvoll und er versprach es befangen. In Sinnen verloren, ging er. Im ersten Stockwerk begegnete ihm auf der Treppe die Principessa, welcher der Palast gehörte. Sie sah jetzt nicht aus wie damals, da er sie als Häringsfrau gezeichnet, sondern stolz und vornehm. Sie trug ein schlichtes schwarzes Atlaskleid mit einer langen Schleppe und stützte sich auf zwei jesuitisch aussehende Prälaten, die in violetten Strümpfen und Röcken

und in breiten grauen Pelzkragen, die fast bis auf den Gürtel fielen, ihr zur Seite schritten.

Als sie an Marx vorüberging, erkannte sie ihn augenscheinlich, denn ein leises Zucken flog über ihre strengen Züge und mit einem leichten Stirnrunzeln verweilte sie eine Secunde auf der obersten Stufe und sah ihm höhnisch nach.

Zehntes Capitel.

„Ist das nicht Maskeraden-Spott?
Soll ich den Augen trauen?"

Goethe.

Es war einige Tage später, gegen sieben Uhr Abends. Filippo hatte mit einem anderen Diener gemeinsam die Tafel zum Diner gedeckt und Beide warfen noch den letzten prüfenden Blick auf ihr Werk. Nicht leicht mochte es einen einladenderen Speisesaal in Rom geben, als diesen des reichen Amerikaners. Die schweren rothbraunen Sammetvorhänge vor den Fenstern und Thüren waren alle niedergelassen und so dicht geschlossen, daß kein Laut und Lichtschimmer von Außen hereindrang. An den Wänden hingen niederländische Frucht- und Geflügelstücke in altmodischen Rahmen, unter ihnen befand sich ein prächtiges Wildpretbild von Weenix, todte Hasen und Rebhühner darstellend, welches bedeutend nachgedunkelt war und von zwei Armleuchtern günstig beleuchtet wurde. Die Wölbung des Gemaches und die dunklen Oelgemälde sogen viel Licht ein; in Folge dessen herrschte

eine gedämpfte Helligkeit in dem Raum und nur die kleine runde Tafel in der Mitte mit dem blendend weißen Tischtuch, dem blitzenden Silbergeräth und den vielen geschliffenen Krystallflaschen und Gläsern leuchtete doppelt lockend im Schein der venetianischen Glaskrone mit ihren zahllosen Kerzen. In der Mitte der Tafel stand ein Satyr aus grünlicher Bronze, welcher beide Arme emporhob, um mit Anstrengung eine Schale zu halten, die Melonen, Orangen, Weintrauben und Feigen in üppiger Fülle enthielt. Herbstlich gefärbte bunte Weinranken fielen über den Rand der schweren Schale, unter deren Last der Satyr zu erliegen schien, so natürlich bog sich der feiste Leib voraus.

„Das ist entschieden wieder ein neuer Einfall von Miß Rita," murmelte der Diener Francesco hämisch, sobald er sah, mit welchem eigenthümlichen Geschick der Abguß einer Antike hier zum Träger einer Fruchtschale umgeschaffen worden. „Sie liebt immer derartige Gestalten ganz besonders."

Ein häßliches Grinsen zog um seine dünnen Lippen, dann ordnete er die silbernen Teller mit Confect und die verschiedenen Sorten Weingläser, die vor jedem Gedeck in zierlicher Gruppe zusammenstanden; es waren Gläser und Gläschen der mannigfaltigsten Form und Größe, je im Kreise um ein Champagnerglas gereiht.

Alles in Ordnung; gut.

Filippo, in schwarzem Frack, weißer Halsbinde und weißen Handschuhen, nickte und schürte das Feuer im Kamin, das durch einen dunkelrothen Glasschirm schien,

und seine tiefe Gluth, wie in purpurnem Licht, über die schwarzgebeizten hochlehnigen Stühle mit den schwellenden Sammetpolstern flackern ließ.

„Was meinst Du, wenn wir einmal an solcher Tafel säßen,“ raunte Francesco. „Aber wir können nur für Alles sorgen und laufen und springen, und wenn wir unser Bestes leisten, haben wir in den Augen dieser reichen Nichtsthuer weiter gar nichts gethan, als unsere verdammte Pflicht und Schuldigkeit. Nie gönnen sie uns ein Wort der Anerkennung. Ich wollte, daß sich einmal die Rollen änderten und ich an Mr. Lows Stelle säße. Der kann ja kaum bis drei zählen, der kann nur essen und verdauen und wieder essen.“

„Still,“ sagte Filippo, indem er eine Flasche nach der andern aufzog und mit einem silbernen Korken versah, „wenn wir so viel verschiedene Gerichte jeden Mittag hinunteressen sollten wie die Herrschaft, so würden wir ebenso oft am verdorbenen Magen leiden wie Mr. Low. Es muß Leute geben, welche Diners herzustellen und solche, die sie verschwinden zu machen wissen. Wenn ich die Portionen bedenke, die Mr. Low ganz allein vertilgt, so danke ich der Madonna, daß ich nicht Mr. Low bin!“

„Nicht wahr, der blonde, deutsche Maler ist heute Abend wieder eingeladen?“ fragte Francesco und räusperte sich höhnisch lachend.

„Ja, warum soll er nicht eingeladen werden? Er kommt ja täglich. Du kannst jetzt übrigens melden, daß angerichtet ist.“

Francesco that wie ihm befohlen und öffnete die Flügelthüren. Neidisch sah er Mr. Low sich mit seiner Gemahlin in den Speisesaal begeben und hinter ihnen Marx und Rita folgen, welche letztere ihm, um ihres strengen, hochfahrenden Wesens willen, eine ungeliebte Herrin war. Er bemerkte das heitere Leuchten in ihrem Blick und sah ihr an, wie glücklich und befriedigt sie sich heute fühlte. Verdrossen stellte er sich hinter ihren Stuhl. Rita befand sich in einer frischen, angeregten Stimmung. Sie liebte feine Speisen und feurige Weine, wie sie überhaupt das brennende Bedürfniß zu haben pflegte, alle Genüsse des Lebens auszukosten.

„Darf ich nicht sehr stolz auf meinen Satyr sein, ich habe ihn erst in diesen Tagen gekauft und die Fruchtschale eigens für ihn machen lassen!“ erklärte sie mit Selbstgefühl und bald mußte Francesco die Broncefigur so schieben, daß Marx und sie das grinsende Gesicht von vorne, bald so, daß sie es im Profil, bald so, daß sie die Gestalt von hinten sahen. Ein lustiges Schwänzlein krümmte sich hinten gar schelmisch. Dies Attribut des thierischen Halbgottes entzückte sie immer von Neuem:

„Oh, c'est si coquette, si coquette!“ jubelte sie unbefangen, während Yanthe entsetzt den Kopf schüttelte: „Dreadful, horrible, wie kannst Du das schön finden!“

„Gewiß finde ich es schön. Die idealen Götter des Olympos sind mir auf die Länge zu begeistert und ernsthaft, ich langweile mich, wenn ich immerfort ihre herrlichen Züge mit der seligen Ruhe vor mir sehe, da=

gegen lobe ich mir solchen frischen Satyr, in dem ist noch Humor und Uebermuth!"

Und übermüthig blitzten ihre schöne Augen, und ungenirt drehte sie der zürnenden Schwester die Hinterseite des nackten Waldgottes mit dem koketten Schwänzlein zu.

Marx dachte an seine nordische Heimath und wie schüchtern dort jede Frau und jedes Mädchen vor den unbekleideten Statuen eines Museums stehen würde, und diese kecke Amerikanerin in Rom stellte die sinnlichste von allen sich mitten auf die Tafel — aber es war eine solche schalkhafte Grazie in dem ungeschminkten Vergnügen, welches sie bei dem Anblick der Antike empfand, daß er sie nicht zu verurtheilen wagte.

„Es ist die beste Copie, die meine Schwägerin in Rom auffinden konnte," bemerkte Mr. Low mit Nachdruck. „Ich glaube, es giebt keine zweite Dame hier, die so gut in allen Ateliers und Kunsthandlungen Bescheid weiß, wie sie."

„Ich scheue auch keinen Weg und keine Mühe, um bis in die unbekanntesten Werkstätten einzudringen;" ergänzte Rita stolz.

Lucky saß neben dem Onkel und ließ selbst die Schüssel mit Frittis, auf der, zwischen allen erdenklichen „frutti di mare," auch ihr Leibgericht, gesottenes Gehirn und in der Schale gebackene Krabben lagen, gleichmüthig an sich vorübergehen, ohne, wie sonst, mit großer Ueberlegung, die besten Leckerbissen für sich herauszufischen. Rita erzählte so viel drollige Geschichten und Marx schien

von ihrer unwiderstehlichen Komik so hingerissen, daß dem Kinde vor Verdruß nichts munden wollte. So oft der Maler lachte, blieb ihr der Bissen im Halse stecken. Wenn sie doch auch erst groß wäre!

Neben ihr stand ein leeres Couvert.

„Für wen ist dort gedeckt,“ fragte Rita, als es unbesetzt blieb.

„Für Madame Pierrot.“

„Ah quel horreur!“

Kaum hörte Lucky die Tante so ausrufen, als sie anfing, eine häßliche Geschichte von ihrer Lehrerin zum Besten zu geben.

Das allgemeine Lachen darüber verletzte Marx; um es abzuschneiden, fragte er: „Wohnt Madame Pierrot nicht bei Ihnen hier im Hause?“

„Nein, sie that es bis vor Kurzem,“ erzählte Rita; „aber sie wurde zuletzt so unverschämt, daß wir sie in eine nahe gelegene Wohnung ausquartiert haben. Von dort aus kann sie in ihrer freien Zeit so viel Privatstunden geben, wie sie will. Wir lassen sie freilich meistens bei uns speisen. Sie ist nun einmal unser Hauskreuz.“

„Mein specielles,“ murmelte Lucky vorlaut.

Man hörte draußen hüsteln.

„Da ist sie,“ rief Lucky spöttisch und schob das leere Gedeck so weit wie möglich von sich.

Die Thür wurde geöffnet und herein flatterte — schwirrte — trippelte, in unbeschreiblicher Gangart, die stets außer Athem ankommende Wittwe aus Paris.

„Ah mon Dieu, je vous demande mille fois pardon!“ — Ah — ah!! Ich komme eben aus meiner letzten Stunde, denken Sie nur, ich habe jene in der Gegend von St. Peter gegeben, ganz am anderen Ende der Welt, oh oh! Und sie rang noch nach Luft, die Arme. So erhitzt war sie! Und das Treppensteigen in Rom war etwas Unerträgliches! Wie viele Hunderte von Stufen war sie heute überall hinauf- und hinuntergeklettert! Oh über diese römischen Paläste, in denen die Leute alle so hoch wohnten!“

Wie ein Strom ergoß sich ihr Wortschwall über die ungeduldigen Zuhörer. Plötzlich bemerkte sie, daß Rita im zarten, helllila Seidenkleid, mit einem frischen Veilchenstrauß vor dem Busen, brillant und reizend aussah und breitete ihre beiden Arme in zärtlicher Extase aus, um geradeswegs auf dieselbe zuzusteuern und sie voll Bewunderung an ihr Herz zu drücken.

Entsetzt fuhr Rita auf ihrem Stuhl zurück und hob abwehrend beide Hände gegen die zudringliche Liebkosung auf.

„Ne m'embrassez pas!“ rief sie mit unnachahmlichem Schaudern, „ne m'embrassez pas, Madame!“ dabei maß sie die Französin mit einem so vernichtenden Blick, daß alle in Lachen ausbrachen.

Es war nicht das erste Mal, daß Madame in dieser Weise von ihr zurückgestoßen wurde.

Eine Secunde lang tauchte diese ihr graues Auge in dem ein falscher Blitz des gekränkten Gemüths aufzuckte, in den kalten stolzen Blick der andern. „Vous

êtes méchante!“ sagte sie dann leichthin, und, jede Empfindlichkeit rasch verbergend, wandte sie sich von ihr weg, schüttelte Yanthen herzlich die Hand und dann Mr. Low und zuletzt streichelte sie Lucky den Hals, die sich widerwillig unter ihren Zärtlichkeiten krümmte.

„Ich gebe Dir keinen Kuß! Du brauchst Dich gar nicht zu ängstigen, durchaus nicht!“ darauf aß sie hastig ihre Suppe und suchte energisch die versäumten Gerichte einzuholen, um auch nicht das Geringste einzubüßen.

Ohne sie einer weiteren Beachtung zu würdigen, wandte Rita sich an Marx:

„Nun, Herr von Brömsen, berichten Sie, ob Sie heute morgen fleißig gewesen sind oder nicht?“

„Ja, ich bin fleißig gewesen. Den ganzen Morgen habe ich die Costüme, die ich für mein Bild gebrauche, studirt.“

„Und wo, wenn ich fragen darf?“

„Das werden Sie schwerlich errathen. Dort wo ich die interessantesten Studien der Welt in dieser Beziehung machen konnte.“

„Sie spannen meine Neugier auf die Folter. Wo wäre dies gewesen?“

„Vor den Kleiderschränken des Papstes selbst.“

Die Französin warf heimlich einen erstaunten Blick auf den Maler, nahm jedoch sofort wieder eine gleichgiltige Miene an und lauschte aufmerksam, ohne das Auge vom Teller zu erheben, während Rita verwundert

weiterfragte: „Wie sind Sie bis zu diesen Geheimnissen durchgedrungen?"

„Auf eine ganz einfache Weise. Ich entwarf heute in aller Frühe mit dem Bleistift die Hauptgruppe meines Bildes, wie ich sie mir vorläufig gedacht. Zuerst zeichnete ich die Gestalten nur mit wenigen Linien, nachher bekam ich Lust der einen Gestalt schon die Dalmatica umzuhängen. Es mißrieth mir, mein Gedächtniß ließ mich im Stich. Was blieb mir übrig, als gründliche Studien anzustellen. Ich begab mich also nach San Pietro und zwar in die Sakristei, wo, meines Wissens nach, die Ornate aller hohen Würdenträger dieser Kirche und vorzüglich auch die des heiligen Vaters aufbewahrt werden. Für ein gutes Trinkgeld ist in Rom alles zu haben und so konnte ich mir dafür sämmtliche Gewänder ansehen, in denen sich der Papst, seine Cardinäle und Bischöfe bei feierlichen Gelegenheiten dem Volke zeigen. Ein eifriger Kirchendiener schloß mir einen Schrank nach dem andern auf und konnte sich nicht genug darin thun, die unerschöpfliche Fülle dieser Herrlichkeiten vor mir auszubreiten. Das flimmerte alles von schwerer Gold- und Silberstickerei, von Sammet, Seide und Atlas; natürlich versäumte ich nicht, mir besonders jeden Schmuck des Papstes von seiner goldenen Mitra und dem Hirtenstab an bis zu dem feinen Spitzentaschentuch, den colossalen, edelsteinbesetzten Ringen und den weißen Atlaspantoffeln mit dem daraufgestickten goldenen Kreuz, fest einzuprägen. Um meine Kenntnisse zu befestigen, ließ ich mir jedes, auch das kleinste Ornatstück, näher erklären und weiß jetzt

genau, wie der heilige Vater mit dem Gremial umgürtet wird und wie Pluvial, Stola, Cingulum und Manipulum getragen werden. Jeder hohe Festtag erheischt seinen besonderen Ornat und so groß ist die Pracht, welche dabei entfaltet wird, daß der ehemalige Krönungsmantel unserer deutschen Kaiser, der in einem Glasschrank desselben Zimmers hängt, vollständig neben dem Glanz der goldschimmernden päpstlichen Dalmatica erbleicht!"

Rita lachte. „Das will ich wohl glauben. Uebertrifft doch der blendende Pomp, mit welchem der Stellvertreter Christi bei feierlichen Gelegenheiten bis vor Kurzem hier aufzutreten pflegte, selbst allen Luxus, den sich die Kaiserin Eugenie ihrer Zeit erlaubte."

„Sie haben wohl Recht," sagte Marx, „wenigstens schien es mir auch, als habe noch nie ein weltlicher Fürst das äußerliche Gepränge so weit getrieben, wie das Haupt der römischen Kirche. Nachdem ich alles gesehen, ging ich zu verschiedenen Tröblern und erhandelte mir, was ich nur irgend zu annehmbaren Preisen an abgelegten derartigen Priesterornaten auftreiben konnte, wobei ich eine reiche Ausbeute fand. Sobald ich den verblichenen bunten Kram in meinem Studio beisammen hatte, fing ich an, eine große Gliederpuppe, die ich mir kürzlich aus dem Nachlaß eines verstorbenen Malers gekauft, damit herauszustaffiren und da der Faltenwurf gelungen ist, will ich morgen mit neuem Muth an meine Composition gehen. Das Einzige, was ich mir nur noch wünsche, ist, für einige Tage eine arg mitgenommene Leiche aufzutreiben — aber ich habe schon im Kriege so vielfache Studien vor

Leichen gemacht, daß ich sie, schlimmsten Falls vorläufig noch entbehren kann.“

Alle, bis auf Rita, verriethen bei dieser beiläufigen Bemerkung eine leicht erklärliche Neugier.

„Ja, wenn Ihr wüßtet, was für einen Stoff Herr von Brömsen darstellen will,“ sagte sie geheimnißvoll, „aber Ihr kommt gar nicht auf die Idee! Ich will Euch nur so viel verrathen: etwas derartiges zu malen hat noch keiner in der Stadt des Papstes gewagt; es ist die kühnste Satyre auf die Unfehlbarkeit, die man sich denken kann, und ich fürchte, es wird dem hiesigen Clerus heiß zu Muthe werden, wenn diese Episode aus seiner sauberen Vergangenheit erst als Gemälde in die Oeffentlichkeit hinaustritt und deutlicher spricht als tausend Predigten.“

„Welches ist denn der Gegenstand dieses Gemäldes,“ fragten alle gleichzeitig, nur Madame Pierrot bemühte sich, ihre unleugbare, innere Erregung zu verbergen und that, als lausche sie kaum diesem Gespräch, sondern sei eifrig damit beschäftigt, ihre rohen Oliven in Salz zu tupfen und behaglich zu verspeisen.

Dieser Eifer fiel Rita auf, und da sie wußte, daß Oliven sonst keineswegs so viel Anziehungskraft für Madame zu haben pflegten, kam sie Marx zuvor, ehe er antworten konnte, und sagte kurz mit einem bedeutungsvollen Blick:

„Fragt jetzt lieber nicht. Herr von Brömsen ist, wie Ihr hört, noch beim ersten Entwurf und wird es schwerlich gerne sehen, wenn dieser schon ausgeplaudert

wird, ehe er fertig ist. Ueberdies" — fügte sie leise hinzu — „haben wir hier zwei Ohren zu viel, das dürfen wir nicht vergessen!"

Bei dieser Bemerkung zuckte die Französin zusammen und senkte die Augen demüthig, während ihre mageren Finger nervös mit der dicken Talmi-Uhrkette spielten, an der als Berlock ein aus Elfenbein geschnitzter Todtenkopf hing.

„Vielleicht kann Madame einen Schädel leihen," fuhr Rita spottend fort, um das Gespräch von dem Gemälde abzulenken. „Sie müssen wissen, daß Madame eine eigenthümliche Liebhaberei für dieselben hat. Ueber ihrem Toilettenspiegel ist ein grinsender Todtenkopf angebracht, der bei den Ausgrabungen auf dem Palatin gefunden ist, und von dem sie sich einbildet, daß er noch aus der Kaiserzeit stamme, ferner besitzt sie ein schwarzes Würfelspiel, in welchem, an Stelle der Augen, kleine weiße Schädel eingeritzt sind und Lucky schwört sogar Stein und Bein darauf, daß sie eine Butterdose in Form eines Porzellanschädels gebrauche, worin die Butter die Stelle des Gehirns vertrete."

„Spotten Sie nur, Sie haben mich als Kind oft genug wegen meiner Schädelsammlung beneidet, und jetzt pflegen Sie ebenso gut Ihre ganz absonderlichen Liebhabereien!" erwiderte Madame kühl.

Der Nachtisch wurde angeboten; eifrig zuckerte Madame sich eine Mandarinenorange, verstohlen Rita keine Secunde aus den Augen lassend. Scheinbar nur an ihre Frucht denkend, wußte sie unendlich gewandt jedes

Wort, jeden Blick, den diese ahnungslos mit dem Maler wechselte, aufzufangen.

Als die Tafel aufgehoben wurde und alle sich in die Wohngemächer zurückbegaben, zögerte sie listig im Speisesaal, worauf Rita sich forschend nach ihr umschaute.

„Ich bin so erkältet, ma bien aimée! Sie erlauben wohl, daß ich mir ein Schlückchen Cognac für den Abend mitnehme, um mich vor dem Schlafengehen zu erwärmen. Zufällig habe ich gerade ein kleines Flacon bei mir."

Kaum war der letzte Streif von Ritas Schleppe hinter dem Thürvorhang verschwunden, so nahm sie sich rasch eine leere Weinflasche vom Anrichteschrank und goß mit einem geschickten Griff von der vollen Cognacflasche, die auf Mr. Lows Platz stand, den ganzen Inhalt in dieselbe, um dann ihren Raub in einer unergründlich tiefen Tasche, unter ihrem weit aufgebauschten Ueberwurf, verschwinden zu lassen. Nachdem sie rasch aus dem Zimmer gegangen, war Filippo mit einem Satz am Tisch, bemächtigte sich der geleerten Caraffe und stürzte zu Rita.

„O, Signora," jammerte er, „bis dahin war sie voll" -- und er zeigte bis zur Höhe am Hals — und jetzt ist nichts mehr darin, kein Tropfen! Das nennt Madame ein kleines Schlückchen gegen die Erkältung. Und so geht es alle Tage und in allen Dingen!"

„Ja, ich kenne das. Geh' nur Filippo!"

Rita ließ sich in einem Sessel am Kamin nieder, während Marx ihr gegenüber Platz nahm.

„Sie glauben gar nicht, was sich meine arme schwache Schwester alles von dieser durchtriebenen Person gefallen

läßt," klagte sie leise. Das, was diese sich herausnimmt, spottet aller Beschreibung. Zum Beispiel erscheint sie gewöhnlich im Theater oder in Gesellschaften in unsern Anzügen, Schmucksachen und Blumen, die sie sich, sobald wir aus sind, hinter unserm Rücken, unter irgend einem Vorwande, von den Kammerjungfern fordert und wehe, wenn sich Jemand ihr nicht fügt! Der kann sich nur vor ihren Ränken in Acht nehmen!"

„Und trotzdem schicken Sie sie nicht fort?"

„Nein. Wir sind ihr zu viel Dank schuldig. Sie hat meine Schwester in einer tödtlichen Krankheit, die diese freilich nur aus Aerger über sie erfaßte, gepflegt und durch ihre Aufopferung damals gerettet. Es ist ihre höchste Leidenschaft in solchen Fällen zu helfen. Wenn sie Jemanden noch so verfolgt und durch ihre Ränke unglücklich gemacht hat, sobald er krank wird, stellt sie sich gutmüthig ein, weicht Tag und Nacht nicht von seinem Bette, und kann sie ihn nicht retten, so drückt sie ihm wenigstens selbst mitleidig das Auge zu."

„Vor solcher unheilvollen Gutmüthigkeit möge mich der Himmel bewahren! Ich würde diese edle Dame ganz gewiß nicht in meinem Hause behalten."

„Das können Sie leicht sagen. Aber was sollen wir thun? Wir haben keine Zeit, uns um Lucky zu bekümmern und diese ist so voller Launen und Untugenden, daß nur eine Natur wie Madame sich geduldig darin finden kann. Deshalb ist sie uns unentbehrlich."

Bei diesen Worten legte sich Rita bequem in den weichen seidenen Sessel zurück und warf eine Handvoll

Lorbeerblätter spielend in das Feuer, sich an dem Funkensprühen der platzenden Beeren ergötzend.

Ihre letzten Worte berührten Marx peinlich, weshalb er ihr schönes, selbstsüchtiges Gesicht studirte.

Eine tiefe Theilnahme für das Kind, dessen Erziehung so gleichgiltig abgethan wurde, ergriff ihn.

„Leben Luckys Eltern noch?“

„Nein. Sie ist eine Waise, weshalb von vornherein Madame zu ihrer Aufsicht verpflichtet wurde; haben wir selbst doch viel zu viel zu thun, um die Verantwortung dafür übernehmen zu können. Doch sprechen wir von interessanteren Dingen. — Ich möchte Ihnen etwas zeigen, was ich heute Nachmittag gekauft habe und um das mich in den nächsten Wochen jeder Raritätenjäger unserer Freundschaft gründlich beneiden wird.“

Geheimnißvoll zog sie bei diesen Worten ihr elegantes Notizbuch hervor und nahm aus dessen Seitentasche einen in Seidenpapier gewickelten Gegenstand, den sie mit dem Selbstgefühl einer Kennerin enthüllte.

Es war eine uralte, ausgezeichnet gut erhaltene Goldmünze mit einem darauf geprägten jugendlichen Männerkopf von überraschender Schönheit.

„Wer soll das sein? Erkennen Sie ihn nicht?“ fragte sie triumphirend.

Marx betrachtete längere Zeit sinnend die wunderbaren Züge. Ihre Formen schienen rein, ja wahrhaft ideal schön; der Ausdruck dagegen dämonisch, beinahe düster, durch diesen Widerspruch erhielt das räthselvolle Antlitz gleichzeitig etwas Bestrickendes und doch Abstoßendes.

„Ich muß offen gestehen, daß ich nicht einmal ahne, wen dies darstellen kann.“

„Barbar! Und das sagen Sie so gleichmüthig? Ich habe ihn auf den ersten Blick erkannt und namenlose Mühe sowie eine fabelhafte Summe Geldes darauf verwandt, um dies Porträt in meinen Besitz zu bringen.“

„Und wessen Bild ist es, das sie Sie so theuer erkauft haben?“

„Caligula.“

Das Befremden in seinem Gesicht bemerkte sie nicht, so erfüllt war sie von der Bewunderung für ihren neuen Erwerb und so überzeugt, daß er dieselbe theilen müsse. Eifrig fuhr sie fort: „Diese Münze ist feiner herausgearbeitet als irgend eine römische, die ich sonst gesehen, sie würde jedem Museum zur Zierde gereichen, aber ich gebe sie nicht für den höchsten Preis wieder her.“

„Woher wissen Sie so bestimmt, daß es Caligula sein soll?“

„Weil ich mich wochenlang mit dem genauen Studium der Kaiserporträts beschäftigt habe und dies dieselben Züge sind, die uns seine wunderschöne grüne Basaltbüste im Capitolinischen Museum zeigt, nur daß die Züge noch hinreißender sind.“

„Sie gerathen ganz in Begeisterung.“

„Weshalb sollte ich nicht? Ich schwärme für den Kopf des Caligula. Die Schönheit entzückt mich, in welcher Gestalt ich sie finde.“ —

„Also auch in der Gestalt eines solchen Elenden, eines solchen Ungeheuers?“

„Gewiß. Ich sehe zehnmal lieber einen schönen Teufel an, als einen häßlichen Engel und werde mir diese Münze zu einem Schmuck verarbeiten lassen, der seines Gleichen suchen soll."

„Und den Schmuck wollen Sie tragen?"

„Ja, freilich."

Marx empfand wohl unklar, daß zwischen dem Eifer, welchen Rita ihren Kunstliebhabereien widmete und ihrer Gleichgiltigkeit gegen Luckys Erziehung ein schreiender Widerspruch herrschte, aber sie ließ ihm keine Zeit, darüber wirklich zur Besinnung zu kommen, sondern wußte ihn in solchem Augenblick mit einem einzigen Blick so gefangen zu nehmen, daß er, von ihrem Zauber geblendet, nicht nüchtern über sie nachzudenken vermochte. War sie nicht berückend schön, so schön, daß er ganz verwirrt vor ihr stand und kaum hörte, was sie sprach, weil sein Auge sich in Schauen verloren? „Sie ist nun einmal kein Mädchen der gewöhnlichen, herkömmlichen Gesellschaft," sagte er zu sich selbst, „ich kann sie nicht nach demselben Maßstabe beurtheilen wie andere."

Es war zehn Uhr; mithin schlug die Stunde, in der Besuche erwartet werden konnten. Mr. Low hatte als reicher Diplomat vielseitige Beziehungen und selten verging ein Abend, an dem sich nicht die einen oder die anderen Bekannten in seinen Salons einfanden, um bei einer Gazzosa, oder bei einer einfachen Tasse Thee ein Stündchen zwanglos zu verplaudern. Es war ein buntes, wechselvolles Treiben, wo ein Gast den anderen ablöste, die halbe Nacht hindurch. Zuweilen erschienen noch nach

Mitternacht neue Gäste und die letzten verschwanden erst wenn es zwei von den Thürmen läutete.

Filippo lag im Vorzimmer mit beiden Ellenbogen über einen Tisch gestützt und las die „Capitale.“ Es klingelte und als er hinausflog, um die Thür zu öffnen, trat ein zierlich gewachsener Herr mit einem langen, sorgfältig gedrehten Schnurr- und Knebelbart und kleinen weltklugen Aeuglein ein und fragte mit einer feinen Stimme durch die Nase sprechend, während sein gewählter Auzug einen durchdringenden Parfum ausströmte:

„Pardon, est-ce-que Madame Pierrot est chez-elle?“

Filippo musterte ihn eine Secunde mißtrauisch.

„Aha, mir geht über diese Frage ein Licht auf. Das ist ganz gewiß wieder solch ein ausländischer Bekannter von Madame, vor dem sie sich der eigenen dürftigen Wohnung schämt und den sie hierher bestellt hat, um ihm einzubilden, daß dies ihr Haus sei.“

Der Verdacht war nicht ungerechtfertigt, da die eitle, unverschämte Wittwe aus Paris schon mehr als einmal die Rolle der Herrin in diesen Räumen gespielt hatte.

Höflich forderte er den Fremden auf, näher zu treten.

„Madame Pierrot hat sie eingeladen?“

„Ja; die Dame begegnete mir gestern auf dem Pincio und sagte mir, ich würde sie heute Abend zu Hause treffen. Sie ist doch nicht ausgefahren?“

„Nein, im Gegentheil, sie ist heute zum Thee bei Mrs. Low.“

„So, also zum Thee ausgebeten, da komme ich gewiß zu spät?" —

Immer deutlicher durchschaute Filippo das Mißverständniß des anderen, seine Augen glitzerten:

„Durchaus nicht zu spät. Madame war schon zum Diner hier, sie ist jetzt bei Mrs. Low im Salon. Wen habe ich die Ehre zu melden?"

Die Antwort verwirrte den Fremden, da sie aber in italienischer Sprache ertheilt wurde, schob er das Unverständliche auf seine mangelhafte Kenntniß desselben und gab dem Diener arglos seine Karte. „Bitte, sagen Sie der Dame des Hauses, daß ich ihrer freundlichen Aufforderung hätte Folge leisten wollen."

Filippo nickte.

„Das werde ich bestellen."

„Tausend! Ist das ein Hauptscherz! Ich bin doch neugierig, wie das abläuft." Damit eilte er fort, den Fremden wartend zurücklassend.

Mrs. Low saß währenddeß im Spielzimmer und beschäftigte sich damit, die Federn, Spitzen und Blumen von einem eleganten Hut, den sie am Morgen in dem ersten Putzgeschäfte Roms gekauft hatte, abzutrennen, um denselben Hut darauf nach ihrem eigenen, feiner durchgebildeten Geschmack in ein reizendes Kunstwerk zu verwandeln.

Neben ihr saß Madame Pierrot in einem Schaukelstuhl und wiegte sich träge.

„Mon Dieu,“ schmeichelte sie, „vous êtes une fée! Unter Ihren Händen wird Alles entzückend, selbst wenn Sie sich gar nicht nach der Mode richten?“

„Mode? Nennen Sie das Wort nicht, Madame. Sie wissen, ich werde mich nie von der Mode unterjochen lassen. Das einzige Gesetz, dem ich gehorche, ist das Gesetz der Schönheit.“

„Das können Sie wohl sagen, meine Theuerste. Aber welche Reize behält eine häßliche Frau wie ich, wenn sie sich nicht nach der neuesten Mode kleidet?“

Mit einem leisen Spott streifte Yanthens Blick die aufgethürmte Haarfrisur und die aufgebauschten Puffen, welche den Rock der Französin hinten verzierten und in denen ihr klapperdürrer Wuchs doppelt komisch aussah.

„Jeder nach seinem Geschmack,“ sagte sie abweisend und nahm die Karte von dem silbernen Teller, den ihr der Diener bot.

Unruhig reckte Madame den Hals und suchte einen Blick auf die Karte zu werfen.

„Monsieur le Marquis de Baumière,“ las Yanthe verwundert.

„Ach, dieser Herr will mich sprechen,“ fiel die Französin unbefangen ein. „Sie entschuldigen wohl, daß ich ihn gebeten habe, hierher zu kommen; ich bin, wie Sie wissen, in meiner engen Wohnung nicht danach eingerichtet, um dort Herrenbesuche empfangen zu können.“

Gerne hätte Yanthe eine Einwendung erhoben, aber die herausfordernde Ruhe, mit der Madame auf Antwort

wartete, schüchterte sie ein, und so wagte sie nur mit einem stillen Seufzer zu sagen:

„Führen Sie den Marquis her, Filippo.“

Dieser Bescheid setzte Madame in nicht geringe Verlegenheit, lag es doch in ihrem Plan, den Marquis in einem anderen Zimmer allein zu empfangen. Hier in Yanthens Beisein war es schwieriger, ihm gegenüber die Rolle der Hausherrin durchzuführen und doch lag ihr so viel daran, ihn in seinem Irrthum zu erhalten. Er hatte ihr im Herbst in La Spezzia den Hof gemacht, weil sie sich dort bei einem Badeaufenthalt mit bestem Erfolg das Ansehen einer reichen Dame gegeben. Wittwer war er und reich und sie ging schon so lange auf Freiersfüßen, wenn er sie für die Herrin dieser glänzenden Wohnung hielt, war es nicht möglich, daß — — die kühnsten Hoffnungen schwellten ihr Herz — ach, sie sehnte sich so nach einer guten Parthie und war entschlossen, alle Hebel anzusetzen.

Mit aalglatter Geschwindigkeit glitt sie von ihrem Schaukelstuhl herab und zur Thür, um dem Marquis zur rechten Zeit zuvorzukommen, dieser war aber bereits dem gewandten Diener auf dem Fuße gefolgt und trat jetzt über die Schwelle.

Zuerst erbleichte sie leicht, faßte sich dann kühn und stellte ihm, nach einer gnädigen Begrüßung, mit einer so unnachahmlichen Miene Mrs. Low als „ihre theure, verehrte Freundin“ vor, daß er voraussetzte, er habe in dieser einen besonders werthen Gast der Französin vor sich.

Harmlos ließ er sich auf ihre Einladung in einen Sessel nieder und nun entspann sich ein Gespräch, bei dem es ihr, trotz aller Verlegenheit, bald heiß, bald kalt über den Rücken lief, so ernstlich drohte es oft eine für sie verhängnißvolle Wendung zu nehmen.

„Sie wohnen wunderhübsch," sagte der Marquis und nahm sein Lorgnon, um die Malereien auf den Spiegeln zu betrachten.

„Ach ja, was gäbe ich darum, wenn diese Wohnung mir gehörte."

„Es ist ja Ihre Wohnung." —

Erwartungsvoll sah Yanthe auf Madame und ließ die Arbeit einen Augenblick ruhen.

„Nein. Sie irren. Dieser Palast gehört der Principessa Beatrice D."

Das wußte der Marquis freilich, daß sie nicht die Besitzerin des ganzen großen Palastes war, er zuckte also die Achseln.

„Einerlei, was wollten Sie auch mit so viel Platz anfangen?"

„Ich gebrauche sehr wenig Raum," versicherte sie eifrig; „Sie glauben gar nicht, mit wie wenig ich zufrieden bin."

Das war sehr klug ausgedrückt, denn nun konnte Yanthe ihr nichts anhaben und der Marquis sah sich bewundernd in den hohen Räumen um. Das nannte Madame wenig Platz für sich gebrauchen! Wie reich war sie denn wohl? Sie wurde ihm wirklich anziehend, diese Frau.

An einem breiten Pfeiler stand ein Schrank aus dem Mittelalter, den Rita einem verarmten römischen Baronalgeschlecht abgekauft hatte. Den unteren Theil bildeten zwei Mohren aus Ebenholz, die auf ihrem gekrümmten Nacken den eigentlichen Schrank trugen, dessen Thüren mit römischen Mosaiken sinnig ausgelegt waren. Diese Mohren, mit einem vergoldeten Federschmuck im Haar, mit breiten edelsteinblitzenden Goldspangen an den Armen und an den nackten Füßen mit Ketten aus Elfenbein gefesselt, sahen recht phantastisch aus, weshalb die Nische zwischen ihnen Luckys Lieblingsplatz bildete. Von hier aus konnte sie alles beobachten, was sich im Zimmer vor ihr abspielte, hier hing sie ihren kindlichen Träumereien am liebsten nach und — ein dritter Vortheil, wenn sie sich hier versteckte, vergaßen ihre Tanten regelmäßig jeden Abend sie in's Bett zu schicken.

So saß sie auch heute, das Sammetkleid hinten über den Kopf gezogen und schrieb mit heißen Wangen und fliegendem Athem an einer Schöpfung ihrer Phantasie, mit der sie nächstens ihre Spielgefährten in Erstaunen setzen wollte. Zwischen den Kratzfüßen, die sie auf's Papier warf, sah sie gespannt zu den Erwachsenen hinüber, klug die Comödie durchschauend, welche ihre Lehrerin dort aufführte und nicht wenig neugierig zu sehen, wie weit jene die Lüge wohl treiben würde.

„Leben Sie auch in Rom, gnädige Frau,“ wandte sich der Marquis an Yanthe, „oder sind Sie, wie ich, nur vorübergehend hier zum Besuch?“

Madame Pierrots Hand entfiel vor Schreck über die mißliche Frage das Stück Zucker, das sie sich eben in den Thee werfen wollte. Filippo, der ihr denselben anbot, spitzte die Ohren.

„Seltsame Frage," antwortete Yanthe mit Würde. „wir würden doch diese große Wohnung nie gemiethet haben, wenn wir uns nur vorübergehend hier aufhielten." Und ehe er Zeit hatte, irgend welche Befremdung zu zeigen, fiel die Französin ein: „Meine Freundin wohnt schon jahrelang hier. Sie ist gewissermaßen ganz hier zu Hause."

Yanthe entschlüpfte ein Lächeln. Um sich als Herrin des Hauses deutlich zu erkennen zu geben, sagte sie ruhig:

„Filippo, bieten Sie dem Herrn Marquis Cakes an und Madame auch; ich weiß dieselbe ißt sie gern. Hier sind die Schlüssel zu dem kleinen Schrank."

„Oh ma chérie, mon ange, Sie denken auch an Alles. Ja, Filippo" — hier wurde der Ton herrisch — „bringen Sie die Cakes und zur Belohnung" — und dabei zwinkerten Madames graue, verschlagene Augen Yanthen huldvoll zu — „sollen Sie für ihre Aufmerksamkeit auch einen erhalten."

Das klang nun gegen Yanthe wie eine harmlose Neckerei, der Marquis aber konnte aus dem Ton eher schließen, daß Madame die Herrin des Hauses sei, als umgekehrt. Yanthens Stirn legte sich in leichte Falten des Unwillens. Die Französin hielt sie unter dem Bann ihres falschen Blickes und wollte Yanthe versuchen, ein

Entlarven zu wagen, so rückte jene mit einer neuen List in's Feld.

Mittlerweile fing der Marquis, der in La Spezzia vertraulich mit Madame verkehrt hatte, unbefangen an, ihre vermeintliche Wohnung zu mustern.

Madame war von so gediegener Pracht umgeben, daß er sein Interesse für sie wachsen fühlte. Ihren Vortheil bemerkend, regte sie ihn zuvorkommend an, aus sich herauszugehen.

Vorsichtig brachte sie ihn auf ein ungefährliches Gebiet. Er hatte große Reisen gemacht und mußte ihr davon erzählen. Wie geschickt sie alles herauszulocken wußte, seine Abenteuer in Kleinasien, seine seltsamen Fahrten in der Türkei und in Rußland.

Er erzählte anschaulich und gern. Dem lebhaften Gascogner, der sich auf seinen Gütern halb todt langweilte und deshalb die Welt nach amüsanten Erlebnissen durchschweifte, strömten die Schilderungen von den Lippen. Er war gerade im Begriff, die Kobzars zu schildern — die fahrenden Sänger alter Balladen und Heldenlieder in der Ukraine, als Marx und Rita das Spiegelzimmer betraten.

Gewohnt, fremden Gästen im eigenen Hause zu begegnen, ließ sich Rita am Kamin nieder nnd hörte zu, während Marx sich nach flüchtiger Vorstellung in eine tiefe Fensternische lehnte. Mit offenem Munde lauschte Lucky aus ihrem Winkel hervor; im Geist vernahm sie, wie jener blinde Barde, von dem der Marquis sprach, die Bandoura spielte, wie der Sturm auf dem Schwarzen

Meere tobte und die Matrosen Schiffbruch litten. „Vom Reich des Zaren kam ich dann nach Deutschland,“ fuhr der Marquis fort. Aber wehe! die Schilderungen, die er von diesem Lande entwarf, waren nichts weniger als poetisch. Er konnte die Deutschen nicht leiden und glaubte im Sinne seiner Wirthin zu reden, wenn er „das Volk der Dichter und Denker“ lächerlich darstellte, ahnte er doch nicht, daß er in dem Zimmer einer Dame sei, die einem Deutschen den heutigen Abend besonders behaglich zu machen wünschte.

Madame Pierrot ergriff eine wohlbegreifliche Unruhe. Sie sah Yanthens Lippen sich ironisch verziehen, sie sah auf Ritas hochmüthigem Antlitz einen drohenden Sturm im Anzuge und, was das Schlimmste war, sie bemerkte, wie die Ader auf des Malers Stirn anschwoll.

Von Todesangst gefoltert, rutschte sie auf ihrem Platz hin und her und suchte durch ihr Mienenspiel den Unvorsichtigen zu warnen. So oft sie sich unbeobachtet glaubte, deutete sie rasch in die Fensternische, wo Marx stand, um den Marquis zu beschwören, sich in Acht zu nehmen. Dieser verstand ihren Blick falsch und hielt ihn für eine Aufmunterung. Er erinnerte sich deutlich, wie Madame in La Spezzia nichts besser gefallen hatte, als wenn er so recht munter hergefahren war über diese Barbaren, diese fürchterlichen Deutschen! Voll froher Sicherheit fuhr er also fort, die unglaublichsten Geschichten von ihrer Tölpelhaftigkeit zum Besten zu geben.

Als das Aufschneiden seinen Höhepunkt erreicht hatte, verließ Marx seinen Platz im Schatten. Madame Pierrots

Herz klopfte fast hörbar, denn sie sah, wie der Deutsche langsam näher kam und sich dem Marquis gegenüberstellte, beide Arme auf der hohen Lehne eines geschnitzten Stuhles in einander verschränkend. Schweigend verweilte Marx hier und blickte aufmerksam den Gegner an, als ob er ihn sich so recht in Ruhe auf's Korn nehmen wolle.

Rita blickte erwartungsvoll zu ihm empor. Sie die sonst mit scharfer Zunge in alle Angriffe gegen die deutsche Nation einstimmte, fühlte in diesem Augenblick nichts als Beklommenheit und Entrüstung und schon überlegte Madame, ob sie den Marquis — koste es was es wolle — leise anflehen wolle sich zu mäßigen, als plötzlich Marx mit absichtlicher Betonung in deutscher Sprache sagte:

„Ich glaube, es wird wirklich Zeit, daß ich mich empfehle!"

Diese unerwarteten deutschen Worte fielen wie eine Bombe in die ahnungslose Stimmung des Franzosen. Mit einem Schlage wurde ihm klar, warum Madame ihm so räthselhafte Zeichen gegeben, warum die beiden anderen Damen sich in eine so eisige Haltung gegen ihn geworfen und des blonden Zuhörers Auge sich so durchdringend auf ihn gesenkt. Sehr, sehr unbehaglich wurde ihm zu Muthe, während Madame am liebsten in den Boden gesunken wäre und durch heftiges Husten und Lachen die Aufmerksamkeit von ihm ab auf sich zu lenken suchte.

Hastig stammelte er einige ungeschickte Entschuldigungen, worauf Madame ihm leise zuflüsterte: „Um Gotteswillen, nur nicht den Kopf verloren!“

Marx war im Begriff, sich währenddeß von den Damen zu verabschieden, als durch die Thür verschiedene Gäste eintraten und die Scene dadurch eine neue Wendung nahm.

Kaum sah der Marquis die Ankömmlinge, so benutzte er die Gelegenheit, um sich zurückzuziehen.

„Wie konnte ich ahnen, bei Ihnen einen Deutschen zu treffen!“ flüsterte er vorwurfsvoll, indem Madame ihn begleitete.

Sie seufzte heuchlerisch.

„Was soll ich thun? Ich bin nicht in der angenehmen Lage, wie Sie, meinen Umgang nur nach Neigung wählen zu können. Eine arme Wittwe kann sich mancher Rücksichten nicht erwehren.“

Ehrerbietig zog er ihre Hand an seine Lippen.

„Allerdings, wer ein großes Haus macht, ist oft schlimm daran.“

Feuchten Blickes schaute sie ihm in die Augen, ihn langsam an die Thür führend, indem sie die ankommenden Gäste zutraulich aufforderte, Platz zu nehmen. Schon hoffte sie, allen Schwierigkeiten glücklich entwischt zu sein, da streifte Rita sie noch zuletzt mit einem strengen Blick. Sie stand gerade vor Marx und bat ihn wegen des Erlebten um Entschuldigung.

„Ist es nicht wirklich kindlich,“ sagte Rita so laut, daß der Marquis es im Vorbeigehen hören mußte, „jener

Herr schien sich einzubilden, daß dies Madame Pierrots Wohnung sei? Er that ganz so, als ob er bei ihr zu Hause wäre."

„Was sagt die Dame?" fragte der Marquis, ohne die englischen Worte recht zu verstehen, mißtrauisch.

„Sie sagt, daß von Ihrem Standpunkt aus der Spott über die Deutschen leicht verzeihlich sei."

Luckys Ohr fing diese Antwort auf. Mit großen, sinnenden Augen starrte sie aus ihrem Winkel der Lehrerin nach. Wie meisterhaft kann Madame sich verstellen, dachte sie staunend.

Aus Vorsicht begleitete Madame den Marquis durch die ganze Flucht glänzender Gemächer.

„Aber Madame, Sie dürfen Ihre Gäste wohl kaum so lange im Stiche lassen?"

„Seien Sie ohne Sorge, die anderen Damen können so lange meine Stelle vertreten. Das nächste Mal werde ich Sie einladen, wenn uns keine fremden Besuche stören."

Erfreut verabschiedete er sich, und betheuerte gern wiederzukommen. Aus dem Ton seiner Stimme glaubte Madame vieles herauszulesen.

Die Thür schloß sich hinter ihm, im Vorsaal brachte ihm Filippo seinen Ueberzieher.

„Bewohnt Madame Pierrot das ganze Stockwerk dieses Palazzos?" forschte der Marquis aufmerksam.

„Sie sind wohl im Irrthum? Madame Pierrot gehört diese Wohnung gar nicht."

„— — Ah — ah — wem gehört sie dann?"

„Mr. Low, einem amerikanischen Diplomaten.“

„Und Madame Pierrot?“

„Ist nur eine französische Gouvernante, die es mit Unverschämtheit durchzusetzen weiß, daß man sie hier duldet.“

„Ah — ah — ah —!“ der Marquis war sprachlos.

Mit einem abscheulichen Lächeln riß der Diener ihm die letzte Thür auf. Kaum wußte der Marquis, wie er — Entschuldigungen stammelnd — hinauskam. Draußen auf der Treppe, die er so hoffnungsvoll erstiegen, schalt und fluchte er sich seine Wuth vom Herzen, während Madame gleichzeitig, ganz aufgelöst von der Angst, die sie um ihn ausgestanden, aber jetzt im Innersten beruhigt, in das Spiegelzimmer zurückkehrte.

„Ihr Freund schien eine recht schlechte Meinung von meinem Volk zu haben,“ empfing Marx sie scherzend.

„Und ich bitte mir aus,“ sagte Rita mit einem vernichtenden Blick, „daß Ihr Marquis niemals wieder unsere Schwelle übertritt, niemals! Verstanden?“

Madame war außer sich. Was half ihr nun, daß sie den Fremden, allen Schwierigkeiten zum Trotz, so glücklich ins Garn gelockt? Nachdem sie Rita längere Zeit mit einem giftigen Blick verfolgt, schlich sie sich gereizt aus der Gesellschaft, wo Niemand sie beachtete und zog unten die Klingel vor dem Eingang zur Wohnung der Fürstin Beatrice.

Ein alter Diener öffnete.

„Ist die Prinzipessa zu Hause?“

„Ja — aber schon zur Ruhe gegangen.“

„Melden Sie ihr, daß ich sie sprechen müsse."

Als der Diener bald darauf zurückkam, führte er sie durch einen ungeheuren, wüsten Saal, dessen eiskalter Fußboden aus schwarzen und weißen Marmorfliesen bestand und durch eine Reihe unwohnlicher Gemächer in ein ödes Schlafzimmer von verfallener Pracht. Hier lag die Principessa auf einem Ruhebett und las in einem kleinen Gebetbuch, während auf dem Nachttisch neben ihr ein hohes Cruzifix aus Elfenbein stand.

„Was haben Sie mir noch in so später Stunde zu berichten?" fragte sie kühl.

Die Französin kauerte neben ihr auf dem Teppich nieder.

„Der deutsche Maler, der Sie so liebenswürdig abconterfeit hat, ist jetzt Abend für Abend oben, wo Mademoiselle ihn zu erobern sucht."

„Warum erzählen Sie das mir?"

„Sie wissen, Mademoiselle Rita liebt die römische Kirche nicht, sie ist ein gottloses Weib, dem nichts heilig ist und dieser Maler ist ebenso; immer spricht er Entrüstung über unsere Kirche aus und soll ich Ihnen verrathen, was er hier in Rom treibt?"

„Nun?"

„Denken Sie, er malt ein großes historisches Gemälde, welches wahrscheinlich ein versteckter Angriff gegen die hiesigen kirchlichen Zustände, wenn nicht gar gegen die Unfehlbarkeit des Papstes sein soll."

„Wie will er das anfangen? Das begreife ich nicht. Wissen Sie den Gegenstand?"

„Nein! Mademoiselle sorgte ängstlich dafür, daß dieser ein Geheimniß für mich blieb. Ich habe aber Grund zu vermuthen, daß er sich einen sehr gefährlichen Stoff aus der Geschichte der Päpste ausgesucht hat.“

„Glauben Sie wirklich, daß er im Stande wäre, uns damit zu schaden?“

„Ja, davon bin ich fest überzeugt. Er ist begabt, wie nicht Viele.“

Die Principessa stützte nachdenklich das Haupt. „Es ist gut, daß ich davon höre; ruhen Sie nicht eher, als bis Sie wissen, was dieser kecke Deutsche malt. Ich werde Ihre Treue nicht vergessen und Seiner Heiligkeit von Ihrem Eifer erzählen. — Wir müssen jetzt ein scharfes Auge auf Alle haben, die unserer heiligen Kirche nicht wohlwollen.“

Während dieses Gespräch unten im Palast gepflogen wurde, schob Marx auf Ritas Bitten sein angekündigtes Fortgehen noch auf; ihn fesselte das bunte Treiben, das sich in Mr. Low's glänzenden Salons um so reger entwickelte, je tiefer die Nacht hereinbrach und dessen Mittelpunkt das schöne Mädchen bildete.

An solchen Abenden liebten es die Damen des Hauses, sich mit irgend einer geistreichen Spielerei zu beschäftigen, wodurch die Unterhaltung etwas Zwangloseres erhielt und ihre Talente in ein vortheilhaftes Licht traten.

Während unter Ianthens Fingern das zierlichste Hütchen entstand, malte Rita einen seidenen Fächer für eine Verloosung zum Besten der Armen und wenn die

Rosen auch recht unnatürlich wurden, weil sie beständig bei der Arbeit plauderte, so gelangen ihr doch die Farben so brillant, daß ihre Malerei auf Laien den besten Eindruck machte. Geschmeichelt sah sie, daß Marx' Augen lächelnd ihrer kecken Pinselführung folgten und, wohl wissend, daß er ihre vielseitigen Sprachkenntnisse bewunderte, gefiel sie sich darin, sich heute mit jedem Ausländer in seiner Sprache zu unterhalten.

„Sie könnten endlich auch Deutsch lernen," bat er.

„Niemals," versicherte sie mit trotziger Schelmerei. Ihr Gespräch wirkte wie ein blendendes Feuerwerk und so vermochte er nicht, ihr zu zürnen, sondern lauschte hingerissen, sie mochte nun im Schwedischen oder Englischen, im melodischen Italienisch oder dem leicht dahingaukelnden Französisch ihren Geist Funken sprühen lassen.

Jetzt fragte sie einen greisen Schüler Overbecks nach seinem neuesten Gemälde und flüsterte Marx zu, daß jener leider nichts mehr verkaufe, weil seine Richtung aus der Mode sei, die nächste Viertelstunde widmete sie sich einer jungen Dame aus Boston, welche mit Anfertigung von Statuetten ihren blinden Vater ernährte und wußte einen blasirten Lord aus Sommersetshire für sie einzunehmen, dann erzählte sie von einer Witwe, die sich und ihre Kinder mit Porträtmalen durchbringe, aber wenig Bestellungen habe und regte Verschiedene dazu an, ihr Atelier aufzusuchen. Als eine allezeit heitere Kupferstecherin sich endlich an den Flügel setzte und amerikanische Schelmenlieder vortrug, unterstützte Rita ihren Gesang in übersprudelndem Muthwillen und half derselben ein

so oft sie stecken blieb, kurz, es war ein Leben, ein zwingender Strahl des Genies in ihrem Wesen, daß der an solches Feuer nicht gewöhnte Nordländer in einen wahren Rausch versetzt wurde.

„Und nun setzen Sie sich an's Instrument und singen Sie uns etwas allein vor," bestürmte Marx sie, als die Musik der Kupferstecherin verstummte.

„Rita läßt sich fast niemals hören," antwortete Yanthe. „Sie ist darin ganz anders, wie die meisten und geizt mit ihrem besten Talent in einem Grade, daß die Wenigsten es kennen."

„Weshalb?"

„Ei, es ist eine Laune."

„Verzeihung, das hat keinen Sinn. Warum sollte uns Fräulein Rita nicht gerne eine Freude bereiten?" Damit trat er an den Flügel und blätterte in ihren Noten, augenscheinlich bestimmt erwartend, das sie nachkäme.

Sie rührte sich nicht, aber so eigensinnig sie sonst war — als sie ihn dort stehen sah, das tapfere, sonnengebräunte Antlitz von einer brennenden Kerze scharf beleuchtet, neben ihm Conte Farnese mit den müden Augen und mehrere junge Engländer und Römer mit schlaffen Zügen, satten Mienen — da kam ihr die Lust, seinem Wunsche gegen ihre Gewohnheit nachzugeben.

Sie erhob sich, worauf Conte Farnese ihr lebhaft für ihre Gnade dankte. Ohne ihn zu beachten, nahm sie das Notenbuch, das Marx ihr hinhielt.

„Schuberts Lieder? Warum gerade diese?"

„Sie sind mir besonders werth. Sie wecken mir Erinnerungen an die ferne, deutsche Heimat.“

„Sei es,“ sagte sie, aus dem eigenthümlichen Klang seiner Stimme errathend, daß diese Lieder eine besondere Bedeutung für ihn haben mußten.

Kein Ton entging ihm, wie er angespannt lauschte, und die frische Stimme, das feurig über die Tasten brausende Spiel, übertraf an Vollendung seine Erwartung, aber doch zeigte sich ein Schatten von Unbefriedigtheit auf seiner Stirn und die bekannten Klänge wirkten auf ihn wie eine fremde Weise. Dieselben Lieder waren ihm in Deutschland gesungen und ob auch Jahre seitdem verflossen, doch tönten sie noch nach in seiner Brust, aber die Art, wie er sie heute singen hörte, weckte nicht den lieben Wiederhall von damals.

Der schneidende Gegensatz zwischen dem braunäugigen deutschen Mädchen, von dem er sie damals gehört, und dieser blendenden Ausländerin, konnte ihm durch nichts klarer entgegentreten, als durch die Verschiedenheit ihrer beiderseitigen Auffassung. Auch Rita verstand, Schubert vorzutragen und riß sogar ihre Zuhörer durch große Macht der Leidenschaft und Gluth der Empfindung hin, aber die tiefe Innigkeit und rührende Weichheit, die ihn in denselben Liedern von deutschen Lippen so wohlthuend berührt, sie fehlte gänzlich.

Ein stilles Heimweh ergriff ihn bei der Erinnerung an die versunkene Zeit, in diesen Tönen hatte ja einst die Geliebte seiner frischen Jugend zu ihm gesprochen,

von dem Kindermärchen des Glücks — Helenens Gestalt erwachte so deutlich in seiner Phantasie, daß er fast darüber vergaß, wie fern sie ihm jetzt entrückt war und daß die schöne Amerikanerin heute Abend seine volle Aufmerksamkeit beanspruche.

Sein unbefriedigter Ausdruck entging ihr nicht und beunruhigte sie. Leise und zart hub sie an:

„Der Du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest —"

unmerklich schüttelte Marx den Kopf, nein, so wie Helene konnte sie das nicht singen.

Er war enttäuscht und nach dem heiligen, friedebringenden Gesang, den er einst gehört, klang ihm ihr Vortrag kalt und herzlos.

Als sie aufhörte, sagte er heftig: „Singen Sie den Erlkönig oder die Nonne, aber nicht diese sanften, schlichten Strophen, die passen gar nicht für Sie."

„Für wen passen sie denn?"

„Nur für ein deutsches Mädchen."

„Haben Sie dieselben schon einmal von einer Deutschen gehört?"

„O ja, oft und herzergreifend schön."

Da war es heraus — ein so einfaches Geständniß, Ritas Auge ruhte eine Secunde lang durchdringend auf ihm. Verglichen hatte er also? und der Vergleich war zu Gunsten einer Anderen ausgefallen? Ein unsäglich bitteres Gefühl beschlich sie, aber sie beherrschte sich.

„Den Erlkönig möchten Sie von mir hören? Wissen Sie wohl, daß ich in die allgemeine Bewunderung dieses Liedes keineswegs einstimme?“

„Ich kann es mir denken, da Ihre Ansichten immer anders sind, als die anderer Menschen. Nach meinem Geschmack ist der Erlkönig eine selten schöne Composition.“

„Als Musikstück, ja, aber nicht als Lied. Ich finde, es ist falsch, wenn eine Ballade dramatisirt wird, wie es hier geschehen. Die müßte so einfach und volksthümlich wie möglich gehalten sein. Ueberhaupt bedaure ich, daß Schubert seine Lieder immer ganz durchcomponirt hat. Er macht es dadurch unmöglich, daß sie jemals zu Volksliedern werden. Ihre deutschen Dichter werden es ihm wenig Dank wissen.“

Geistreich und schlagfertig fing sie nun an der modernen Art der Liedercomposition den Krieg zu erklären, dabei waren ihre Ansichten so originell und zeugten von so vielem selbständigen Denken, daß Marx bald wieder erwärmt und lebhaft angeregt wurde. Sobald sie dies fühlte spielte sie schalkhaft einige Melodieen, welche er nicht kannte.

„Ein deutsches Mädchen scheint es Ihnen mit Schubert'schen Liedern angethan zu haben. Lassen Sie mich sehen, ob vielleicht ein italienisches Volkslied auch noch Gnade vor Ihnen findet.“

O, sie kannte ihre Macht, und sie wußte, auf welchem Gebiet keiner sie übertreffen konnte.

Als ein reizendes Gemisch von Muthwillen, Feuer, Gluth und Poesie lernte er zum ersten Mal echt italienischen Gesang kennen. Sie war so musikalisch, daß sie den Gondolieren von Venedig, wie den heitern Florentinern, den Römern und den Schiffern im Golf Neapels eine Menge Weisen abgelauscht, und da sie alles nach dem Gehör zu spielen und zu singen wußte, schüttete sie über ihre Zuhörer die ganze Fülle jener entzückenden Melodien aus. In beständig reizendem Wechsel folgte ein Lied dem andern, bald übermüthig, bald ernst, bald schwermüthig, bald keck, wie es ihr gerade einfiel, und wie sie es bunt durcheinander auf ihren Ausflügen und Reisen eingesammelt. Die Muse des poesievollen Südens selbst erschien sie Marx und er lauschte hingerissen.

Niemals war ihm ein Weib begegnet, auf welches die Natur so verschwenderisch alle ihre Gaben ausgestreut hatte, Deutschland und die Vergangenheit und die Liebe die er einst geliebt, wo waren sie hin? Fade und unerträglich schienen ihm alle Gestalten, die sich um sie drängten, die Bewunderung, die ihr nach dem letzten Liede von allen Seiten gespendet wurde, hörte er kaum, doch auch sie achtete sie wenig. Erwartungsvoll mit heißem Verlangen, sah sie nur nach seinen Lippen, um sein Urtheil bangend.

„Sind Sie zufrieden?“ fragte sie mit bebender Stimme.

„Sie sind eine geborene Künstlerin. Sie können Alles. Ich sah bei Ihrem Gesange die schwarze Gondel unter Venedigs Seufzerbogen dahingleiten, den Wasser-

fall von Terni donnernd von den Felsen tosen und den Römer in den Ruinen seiner zertrümmerten Tempel ein Muttergottesbild errichten. In Ihrer Musik spiegelte sich ganz Italien charakteristisch wieder."

Strahlend hörte sie die begeisterte Sprache; sie hatte die unbekannte Nebenbuhlerin in den Schatten zurückgedrängt und schloß das Instrument. Einige Gruppen lösten sich auf, verschiedene Gäste empfahlen sich.

Mitternacht war längst vorüber — Lucky saß noch immer in ihrer Nische zwischen den zwei Mohren aus Ebenholz und schlief längst. Niemand hatte auf sie geachtet. In der großen Welt hat man keine Zeit für die Kinder.

Dann und wann hatte ihre englische Governeß, die hübsche rothwangige Mary, besorgt durch die Spalte der Thür gelugt, ohne ein entscheidendes Wort zu wagen. Sie hatte eine unüberwindliche Angst vor Lucky's Zorn, Rita's Launen und Mrs. Low's Schwäche. Als es schließlich ein Uhr schlug, faßte sie sich doch ein Herz und trat ein.

„Ist Lucky hier?" fragte sie beinahe unhörbar.

Rita sah sich nach ihrer Nichte um und lachte lustig, sobald sie dieselbe entdeckte, den Maler auf das Bild aufmerksam machend.

Müde hatte Lucky das Köpfchen gegen den goldenen Federschmuck des Mohren gelehnt, die schwarzen Haare fielen ihr tief über die Stirn, während die Lider mit den langen Wimpern fest geschlossen waren und auf den bräunlichen Wangen das warme Roth des Kinder-

schlafes schimmerte. In ihrem Schooße lag ein Schreibheft halb der Hand entglitten, dies zog Rita leise aus den nervös zusammenzuckenden Fingern und das heiterste Ergötzen malte sich auf ihrem Gesicht, nachdem sie hineingesehen.

„Eine Tragödie von Lucky,“ jubelte sie und hob das Heft triumphirend in die Höhe. „Sonst versteckt sie dieselben ängstlich vor mir, darum laßt uns jetzt sehen, wohin ihr Pegasus sich versteigt.“ Zu dem höchsten Vergnügen ihrer Zuhörer las sie das Werk des Kindes vor.

Nur der erste Act war vollendet und obgleich er nur wenige Seiten einnahm, kamen in demselben bereits fünf Mordthaten vor. Hauptheld war ein deutscher Ritter, der fürchterlich um sich schlug und aus dessen Namen man unschwer das Urbild — Marx erkennen konnte. Am Ende des Actes, nachdem er alle Feinde besiegt, erhielt der Ritter von hinterlistiger Hand eine Wunde und brach sterbend auf der Bühne zusammen, worauf alle Zuhörer in ein schallendes Gelächter ausbrachen und Rita pathetisch fragte, ob diese Tragödie nicht ihren Namen verdiene?“

Das fröhliche Lachen weckte das Kind. Schlaftrunken rieb es sich die Augen und sah erschrocken sein Heiligthum in profaner Hand. Wie eine Tigerin, der man ihr Junges rauben will, sprang sie auf und rang mit Rita um das geliebte Werk. Das durftest Du mir nicht anthun, das nicht!“ schrie sie wüthend, bis es ihr gelang, Rita das Manuscript zu entreißen.

Empört sah sie Marx und Miß Mary nebeneinanderstehen und über ihren Zorn lächeln, worauf sie vor Scham und Verdruß mit heißer Röthe übergossen wurde, das Werk nahm, welches die unbarmherzige Tante ihr so entweiht hatte und es in zahllose Stücke zerriß, um diese ihr vor die Füße zu schleudern und in aufkochendem Jähzorn zu zertreten. Dann maß sie Rita, Marx und Miß Mary mit einem langen Blick und ballte die Hände.

„Glaubt Ihr, daß ich Euch das je wieder vergessen kann? Niemals."

Und mit der Drohung floh sie zum Zimmer hinaus, um ihre Entrüstung Nachts in leidenschaftlichen Thränen auszuweinen.

„Es ist nicht gut, daß Lucky so spät aufbleibt," seufzte Yanthe. „Sie wird davon überreizt."

„So laß sie morgen ausschlafen und keine Stunden nehmen," antwortete Rita.

„Du hast Recht. Miß Mary, wecken Sie mir nicht das arme Kind morgen, hören Sie?"

Miß Mary nickte ergeben.

Die letzten Gäste verließen das Spiegelzimmer, auch Marx empfahl sich.

Als er die weiße Marmortreppe des alten Palastes hinabschritt, war draußen die Gasflamme schon tief niedergeschroben. Sie flackerte im Windzuge hin und her und ließ ihn nur so viel unbestimmt erkennen, daß unmittelbar vor ihm her eine weibliche Gestalt aus der Wohnung der Principessa fortschlüpfte.

Elftes Capitel.

„Von den Tempeln, welche sind und waren,
Stehst du allein, — nichts neben dir, und bist
Des Gottes würdig, des erhabnen, wahren."

Byron.

Rita saß ganz allein in ihrem Zimmer und vergaß, daß sie eigentlich hatte lesen wollen, um die Zeit, die ihr so unsäglich lang wurde, hinzubringen. Längst schon lag das Buch vergessen in ihrem Schooße. Sie hatte nur darin geblättert, mußte aber wohl sehr zerstreut gewesen sein, denn die Buchstaben standen verkehrt herum, ohne daß sie es bemerkte. Lässig die Hände ineinander legend, stützte sie die kleinen Füße gegen ein vergoldetes Tabouret und blickte auf die Piazza hinab. Ihr Sessel stand in einer jener tiefen, phantastisch ausgemalten Fensternischen, wie sie nirgends gemüthlicher zu finden sind, als in den alten römischen Palästen. Ihre Lieblingsgestalten, die Faune und Satyrn grinsten sie, aus allen erdenklichen Fabelpflanzen heraus, von den Wänden an, flötende Engel schwebten einträchtig aus bunten Blumenkelchen hervor und ein gräßlicher Lindwurm spie

Feuer, von harmlosen Schmetterlingen umgaukelt. Sie vertiefte sich indessen nicht in diese Bilder, sondern in das Menschentreiben unten. Ihr gegenüber lag eine große Kirche, vor deren Thür ein Trupp graubärtiger Kapuziner stand, während eine Schaar bleicher Jesuitenzöglinge mit schwarzen, aufgekrempten Hüten vorüberwallte und in dem anschließenden Kloster ein Mönch zum Fenster herauslag, der zudringlich zu ihr herüberschielte. Einmal kam ein Brautzug aus der Kirche, bald darauf zog eine lange Procession von Arbeitern in nackten Füßen und zerlumpten Röcken mit einem Sarge ein. Alle trugen brennende Kerzen in den Händen und ließen einen dumpfen Gesang erschallen.

Seltsames Rom, wo ich keine zehn Minuten zum Fenster hinausschauen kann, ohne irgend einen feierlichen Aufzug zu sehen, und sei es nur einer der bittersten Armuth. Wie den rauhen Gestalten das langsame Einherschreiten wunderlich ansteht, aber jeder Vorübergehende zieht den Hut; weicht dort nicht sogar die Equipage der Prinzessin Marguerita dem Zuge aus und sie verneigt sich und auch ihre Kammerherren grüßen ehrfurchtsvoll den Sarg? Warum auch nicht? Im Tode sind wir Alle gleich und den Bettler im Sarg umhüllt eine erhabenere Majestät als die Fürstin in ihrer Carrozza.

Die letzten schmutzigen Männer waren in der Kirche verschwunden, der hohle Gesang verstummte, die Hofwagen mit den Lakaien in rother Livrée jagten weiter, Alles war wie vorher, aber Ritas Geist verweilte noch bei der Leiche.

„Der, den sie dort zur Ruhe trugen, ist glücklich“, dachte sie und schloß die Augen. So öde, so inhaltslos wie in den letzten Tagen, war ihr Leben ihr noch nie erschienen. Um was drehte es sich denn in Wirklichkeit? Um den Genuß des Augenblicks und nur um diesen.

Es war dieser Lebenszweck ihre innerste Wahl, jeden andern würde sie gescheut haben, füllte er sie aber aus? Noch gestern hatte sie stundenlang die Buden der verschiedensten Trödler durchforscht und sich so merkwürdige alte Geräthe, Bilderrahmen und Majoliken zusammengekauft, wie man in Rom nur auftreiben konnte, aber jetzt, seit sie dieselben besaß, war die Hauptfreude vorüber — ein Schwall von Gästen, aus aller Welt Enden, hatte sich gestern Abend wieder eingefunden und die meisten waren gekommen nur um ihretwillen, die Herren hatten ihr den Hof gemacht und die Damen sie beneidet — und eben noch war Yanthe bei ihr und berichtete, wie die Besuche heute zu ihr strömten und daß Fürst Alessio, der berühmte Frauenkenner, leise gefragt: „Wo ist Signorina Rita? Will die blendendste Schönheit Roms sich uns heute entziehen?“

Sie gähnte. Wieviel Fadheiten sie Yanthen jetzt wohl vorschwatzten! Ein Gefühl der Verlassenheit ergriff sie. Ja, sie war allein, sehr allein. Und sie war es immer gewesen. Was konnten ihr denn alle diese Leute, die sich um ihrer äußeren Stellung willen an sie herandrängten, geben? Prüfend ließ sie alle die Gestalten, die ihr auf ihren weiten Reisen näher getreten waren, im Geiste an sich vorüber ziehen — flüchtig gefallen

hatten ihr wohl manche — aber war auch nur eine einzige darunter, die einen tieferen Eindruck hinterlassen, die ihr als stark, als überlegen erscheinen konnte? — Keine.

Ein fast wilder Schmerz durchwühlte sie, eine unbestimmte leidenschaftliche Sehnsucht, aber sie liebte es nicht, sich solchen Stimmungen hinzugeben, darum sprang sie heftig von ihrem Sessel auf und klingelte.

Sie wollte ausfahren. Sie wollte vergessen, daß sie allein stand; oft schon hatte sie durch Zerstreuungen die ungestillte Flamme ihrer Sehnsucht zurückgedrängt; sie wollte es auch heute wieder.

Als ihr der Wagen gemeldet wurde und sie durch die Zimmer schritt, begegnete sie Miß Mary, die Yanthens vierjähriges Töchterchen, die kleine Sissy, an der Hand führte, und Lucky.

„Wo wollt Ihr hin?“ fragte sie, während Lucky mit einem großen Gummiball spielend vor ihr her die Treppe hinabflog.

„Miß Mary soll mit uns spazieren gehen und darum müssen wir nach dem Monte Pincio, denn sie mag geputzte Menschen lieber sehen, als alles Andere. Ich möchte viel lieber hinaus in's Freie, wo man Blumen pflücken kann.“

„So kommt heute mit mir; ich will in die Campagna.“ Ein jubelnder Aufschrei des Wildfangs, ein gezwungenes, etwas enttäuschtes Lächeln der hübschen Engländerin, und nachdem Alle eingestiegen, rollte der Wagen fort.

Das Geplauder der Kinder that Ritas Stimmung wohl. Es war sonnig und die Luft durchsichtig klar, eine frische Tramontana jagte einzelne zerrissene Wolkenflocken über den tiefblauen Himmel.

„Nach der Straße von Ostia!“ bat Lucky, weshalb Rita dem Kutscher befahl, die Richtung nach Südwesten einzuschlagen. Der Weg führte an dem zierlichen Vestatempel vorbei, hart am Tiber entlang, in dessen gelben Fluthen die Sonne glitzerte. Viele Fischerböte wimmelten auf dem Strom, wo die Fischer ihre langen Stangen mit den schwarzen, drathgeflochtenen Netzen aussteckten; überall arbeiteten die Leute fleißig, auch auf der Marmorata. Links erhob sich der Aventin mit seinen Kirchen und Cypressen einsam und ernst, ein lebhaftes Treiben war auf der Landstraße, nachdem sie das mittelalterliche Thor mit seinen grauen Zinnen und die Pyramide des Cestius hinter sich ließen. Geistliche in schwarzen Röcken mit langflatternden, rothen oder violetten Schärpen, Bauern mit gelben Schnabelschuhen und leinewandumwickelten Beinen, Nonnen mit riesigen schwarzen Kopfbedeckungen und weißen Schleiern, Maulthiertreiber und und bettelnde Kinder zogen an ihnen vorüber, Lucky fand an allen Gefallen.

In der Ferne zeigte sich das Gebirge, frischer Schnee bedeckte die Abhänge der Lionessa, in den Schluchten schimmerte es grau und lila, sehnsüchtig sah Rita in die zarte blaue Ferne, welche auf ein unbefriedigtes Herz immer einen besonderen Zauber ausübt. Die Straße

wurde verlassener; selten begegnete ihnen noch ein Wagen oder ein Reiter.

„Wer mag der einsame Wanderer sein, der dort so rüstig vor uns hergeht?“ dachte Rita. „Herr von Brömsen,“ rief Lucky lebhaft, „Tante Rita, sieh' doch, da geht Herr von Brömsen.“

Rita hielt den Sonnenschirm vor das Gesicht und sah gleichgiltig die Straße entlang.

„Wirklich? Ja; Du hast gute Augen.“

Schlau sinnend lugte Lucky auf die Tante und lächelte pfiffig, dann nahm sie, als der Wagen den Wanderer fast eingeholt hatte, ihren großen Gummiball und — ehe die Tante es wehren konnte — sauste derselbe auch schon, von übermüthiger Hand geschleudert, lustig an dem gesenkten Haupt des Malers vorbei und trieb ihm eine Beule in den Filzhut.

Das kecke Kinderlachen verrieth ihm sofort, welcher Kobold ihm diesen Streich gespielt. Rasch fing er den hochaufspringenden Ball und wandte sich um: richtig, da stand ja Lucky dicht vor ihm im Wagen aufrecht und strahlte voll herausfordernder Neckerei, den linken Arm abwehrend aufgehoben.

„Augenblicklich setzt Du Dich hin!“ gebot Rita strenge. „Wirst Du es niemals lernen, Dich wenigstens auf der Straße anständig zu betragen?“

Gerne hätte Lucky rebellirt, aber ein drohender Blitz aus den gefürchteten Augen der Tante, und grollend glitt sie auf ihren Sitz zurück.

Während Rita den Kutscher halten ließ, trat Marx nahe an den Schlag.

„Wohin, gnädiges Fräulein?"

„Ohne Ziel, hinaus in's Freie. In der Stadt war es unerträglich. Und Sie?"

„Ich will nach San Paolo fuori le mura."

„Zum ersten Mal?"

„Gewiß."

„O, dann müssen wir Sie hinbringen. Ich möchte wohl den Eindruck sehen, den das glänzendste Gebäude Roms auf Sie macht. Wollen Sie sich meiner Führung anvertrauen?"

„Gern."

„Eingestiegen!" triumphirte Lucky und rutschte eifrig auf ihrem Rücksitz zur Seite, um einen Platz neben sich frei zu machen.

Der Wagen rollte weiter. „In den letzten Tagen habe ich von Morgens bis Abends anhaltend gearbeitet, weshalb ich heute Nachmittag eine Erholung brauchte," erzählte Marx. „Jetzt bin ich mit Studien zu dem Kopf meines Formosus beschäftigt. Mein Wunsch ist, die Leiche so künstlerisch darzustellen, daß sie nicht nur Grausen erweckt, sondern mitten in dem Zustande der Verwesung noch Ehrfurcht einflößt. In San Paolo befinden sich die Porträts sämmtlicher Päpste, nun will ich mir dort die historischen Züge des Formosus näher betrachten und in mein Skizzenbuch zeichnen."

„Sie sind doch ein recht trockener Philister, daß Sie so mutterseelenallein dort hinaus pilgerten!“ spottete Lucky. „Warum holten Sie Niemanden ab?“

„Weil meine Stimmung gerade keine sehr heitere war.“

„Keine heitere?“ Hatten Sie einen Verdruß?“ fragte Rita.

„Das gerade nicht; aber einen Brief aus der Heimat, der mich an bittere Erfahrungen der Vergangenheit erinnerte.“

Sie sah ihn forschend an, er brach so kurz ab, daß ihr seine Bemerkung zu denken gab.

Mitten im einsamen Felde tauchten jetzt die hellen Mauern der Paulskirche vor ihnen auf und bald hielt der Wagen vor dem Eingang.

„Denken Sie, es ist heute das erste Mal, daß ich Sissy bei Ihnen sehe!“ bemerkte Marx, indem er die Kleine vom Wagen hob.

„Kinder in dem Alter gehören in die Kinderstube und nicht zu den Erwachsenen!“ erklärte Rita kühl.

„Miß Mary kommt sonst auch niemals zum Vorschein,“ fuhr er fort. „Heute zum ersten Mal sehe ich, welch' eigenthümlich gelbblondes Haar sie hat, das ist recht eine Farbe für uns Künstler.“

„Wenn Sie es so schön finden, würde ich es doch malen!“ sagte Rita leise und höhnisch. „Miß Mary ist eitel genug auf ihr Haar und würde Ihnen gewiß gleich eine Sitzung gewähren.“

„So? Das will ich mir merken. Solche goldgelben Haare sind höchst selten."

Ein wenig verstimmt schritt Rita neben ihm durch die Vorhalle, Lucky war schon vorauf gesprungen und winkte ihnen von der Eingangsthür aus ihren Gruß zu, indem sie ihr Taschentuch schwenkte, es in einen Knäuel zusammenpreßte und Marx damit zu werfen drohte.

„Wollen Sie mir einen Gefallen erweisen," fragte Rita, zu ihrer gewohnten Lebhaftigkeit zurückkehrend, „unterwerfen Sie sich jetzt meinem Befehl. Ich meine es gut mit Ihnen."

„Und was befiehlt meine schöne Führerin?"

„Daß Sie die Augen ganz fest schließen und nicht eher öffnen, als bis ich Ihnen die Erlaubniß dazu ertheile."

Zum Zeichen feierlichen Gehorsams verbeugte er sich, worauf Lucky ihm schalkhaft ihr seidnes Halstuch über den Kopf warf und ihn eifrig in das Innere der Basilika hineinzog, quer durch den ganzen weiten Raum, bis an die dritte Säule des Mittelschiffs links, nicht weit vom westlichen Hauptportal.

Nachdem dieser berühmte Standpunkt des Gebäudes erreicht war, fiel auf ein Zeichen Ritas die Hülle von seinen Augen.

Wer je in Rom war und San Paolo vor den Thoren sah, wird begreifen, wie hingerissen der Maler in diesem Augenblick des ersten Schauens dastand.

Vor ihm dehnte sich ein weiter, fünfschiffiger Raum, dessen schöngeschwungene Bogen von achtzig mächtigen

Säulen aus Simplongranit getragen wurden. Diese Säulen mit ihren weißen Marmorbasen und korinthischen Kapitälen wuchsen aus einem Mosaikboden hervor, dessen kostbares Gestein in allen Farben schimmerte und so glänzend polirt war, daß sich der herrliche Säulenwald vollkommen klar in ihm wiederspiegelte, was den Eindruck lichter Majestät und idealer, durchsichtiger Schönheit noch erhöhte. Die vierzig Fenster der Seitenschiffe zeigten jedes in farbenreicher Glasmalerei die Gestalt eines Apostels oder Heiligen, durch welche die Nachmittagssonne zum Theil so glühend schien, daß sie wie lebensvolle Geister, und doch mystisch geheimnißvoll, in die stille Kirche niederschauten.

Von oben strömte das Tageslicht ungehemmt aus sechsundsechzig Bogenfenstern in das Mittelschiff und erhellte voll und warm die Wände, die alle rings umher mit Papstporträts und frommen Bildern aus der biblischen Geschichte, oder am Triumphbogen und in der Apsis mit uralten, ernsten Mosaiken geschmückt waren.

Kein Laut von draußen störte den tiefen Frieden dieses Heiligthums, das sich mitten in der öden Campagnawildniß erhebt, nur goldige Sonnenstrahlen ruhten lautlos auf dieser unbeschreiblichen Poesie, die an einen Psalm David's erinnerte und überhauchten sie mit göttlicher Weihe.

„Wie hehr, wie gewaltig!" rief Marx. „Ist es nicht, als ob der Granit des Simplon aus seiner starren Ruhe herausgetreten wäre, um sich in einen Hain schlanker Palmen zu verwandeln und das Wort zu verkünden:

Hier ist des Herrn Tempel! Ja, die Steine können reden! Hier in San Paolo versteht man ihre große Sprache und das Schweigen, das sie äußerlich gebunden hält, läßt das Wort, welches sie innerlich belebt, nur überwältigender triumphiren."

Bei seiner Begeisterung brach Rita in ein helles, frisches Lachen aus.

„Sie schwärmen! Wie ist es nur möglich, daß dieser Marmortempel, mit seiner vergoldeten Decke und seinem Hochalter aus lauter schillernden Edelsteinen, einen so heiligen Eindruck auf Sie macht? Auf mich macht er einen ganz entgegengesetzten, so sehr ich ihn bewundere."

„Und welchen also?"

„Nur den eines eleganten Ballsaals. Dieses polirte Marmorparket ist zum Daraufknieen viel zu glatt! Es ist wie geschaffen, um darauf zu tanzen!"

Fast erschrocken trat er einen Schritt zurück.

„Das ist nicht Ihr Ernst? Das kann nicht sein."

„Gewiß ist es mein Ernst. Mein vollständiger."

„Nun, so begreife ich nicht, wie Sie diesen heiligen Raum durch solchen Vergleich entweihen können! Auf mich wirkt er noch ergreifender, als die Peterskirche."

„Und ich begreife Sie nicht. Die Peterskirche ist in meinen Augen auch nichts weniger als ein Gotteshaus."

„Was ist es dann, Ihrer Meinung nach?"

„Nun, etwa ein luxuriöses Restaurant, eine Börse."

Er war außer sich.

„Widerrufen Sie das Wort. Eine solche Auffassung kann ich nicht von Ihren Lippen hören.“

„Es fehlte mir nie an dem Muth meiner eigenen Meinung.“

„Ich sehe ein, wir verstehen uns nicht.“

„Das ist kein Unglück; es wäre langweilig, wenn wir immer dieselben Ansichten hätten.“

Tief verletzt von dem Ton, in dem sie das hinwarf, antwortete er nichts, sondern suchte sich unter den Brustbildern der Päpste, die in unabsehbarer Reihe den Fries unter den Fenstern schmückten, das des Formosus aus und zeichnete es, während seine Begleiterinen die Kirche durchwanderten. Nach einiger Zeit kam Rita wieder, um sich seine Skizze anzusehen. Der Wunderbau wirkte so erhebend auf sein Gemüth, daß ihn neue, geläuterte Schaffenslust durchrieselte.

„Sie müssen es zugeben,“ hub er an, „dieser stumme Raum weist tiefer und packender auf die Größe Gottes hin, als es irgend eine menschliche Stimme könnte. Mich lehrt er überzeugend, daß die Kunst erst dann ihr Höchstes auszudrücken vermag, wenn sie sich auf Gott bezieht.“

„Idealisiren Sie sich meinetwegen dies glänzende Schaustück, mit dem die Päpste nur kokettiren; gebraucht kann es nämlich fast niemals werden, da es in einer viel zu ungesunden Gegend liegt — aber malen Sie Ihr Todtengericht nur nicht zu idealistisch göttlich, sondern recht teuflisch. Uns schlechten Menschen ist die Hölle interessanter, als der Himmel.“

„Seien Sie ohne Furcht. Ich suche schon tagelang das Böse und Dämonische im wirklichen Leben psychologisch zu studiren.“

„Und wie thun Sie das?“

„Indem ich mich im Ghetto und in den elendesten Kneipen herumtreibe und das Volk mitten in seinen wüsten und wilden Scenen beobachte. Wenn man sich ein großes Ziel steckt, darf man keine Mühe scheuen!“

„Das ist recht von Ihnen. Sie nehmen Alles so ernst. Es thut mir fast leid, wenn ich Sie erst mit meinem absprechenden Urtheil beleidigt habe. Nehmen Sie es nur nicht tragisch.“

„Nein, diesmal noch nicht,“ versicherte er heiter.

Versöhnt traten sie in den mittelalterlichen Klosterhof, der an die Kirche stieß. Zwei schneeweiße Tauben flatterten scheu auf und schwangen sich empor in den von rothen Abendwolken überhauchten Aether, sonst war es ganz still. Die Bogen des Kreuzganges ruhten auf zierlichen Doppelsäulen, welche entweder glatt, kannelirt oder gewunden und reich mit musivischem Schmuck ausgelegt waren. Ueppiges Rankenwerk hatte die Außenmauern undurchdringlich übersponnen und eine romantische Wildniß ohne Gleichen überwucherte den Garten der Mönche.

Während Rita in dem zierlichen Säulengang zurückblieb und einen antiken Sarkophag dort näher betrachtete, waren Miß Mary und die Kinder längst im Freien, wo sich der blumenliebende Wildfang alsbald daran begab, den Klosterhof zu plündern.

Lange, großblättrige Epheuzweige riß Lucky von einer Säule los und wand sich dieselben wie ein Bandelier schräge um die Schultern, dann raufte sie hohes Prairiegras aus und schlang einen Kranz schöngezackter Weinblätter um ihr Baret, daß sie darin fast einer Bachantin glich, und nun fehlten ihr nur noch Blumen.

Richtig, da stand ein Strauch Monatsrosen in vollster Blüthe unter einem Orangenbaum; Miß Mary hatte sich gerade eine Rose von demselben abgepflückt und zeigte sie dem Kinde. Da kam Marx den grasverwachsenen Weg entlang und Lucky, immer von dem Wunsche angestachelt, sich ihm bemerkbar zu machen, einerlei auf welche Weise, nahm einen Büschel Prairiegräser und schlug damit dem jungen Mädchen die Rose aus der Hand.

„Wieder einmal der Indianerhäuptling, dem man den Urwald noch etwas anmerkt,“ sagte er und hob die Rose auf.

„Schenken Sie mir die Blume!“ bat das Kind dringend.

„Das fehlte auch noch! Nicht wahr, zum Lohn für Ihre Liebenswürdigkeit?“ und damit gab er die Blume dem jungen Mädchen zurück, wohlgefällig das gelbe Haar desselben betrachtend.

Ein ausdrucksloses Puppengesicht, aber mit einer Perrücke zum Verlieben! dachte er und ließ den Blick aufmerksam auf dem Kopf des Mädchens ruhen. Ich könnte die Flechten einmal für eine Thusnelda oder Chriemhild gebrauchen.

Trotzig kehrte ihm Lucky den Rücken und sah, daß Rita in einem der offenen Bogen des Kreuzganges lehnte und sprachlos aus der Ferne herüberlauschte, worauf sie Lucky winkte. Muthwillig sprang das Kind auf sie zu.

„Sage, wollte Herr von Brömsen Dir die Rose nicht schenken, als Du ihn batest?“ fragte sie gespannt, da sie den Zusammenhang nicht verstanden hatte und Lucky sah recht gut, wie bleich sie dabei wurde.

„Nein! Und wenn Du wüßtest, was für eine Antwort er mir gab!“

„Nun?“

„Das fehlte auch noch! Diese Rose ist für das hübscheste Mädchen, das ich kenne.“

Kichernd sprang Lucky davon und lugte verstohlen aus halbgeschlossenen Wimpern nach der Tante zurück, die ging jetzt so einsam ihren Weg und suchte der Begegnung ihres Begleiters absichtlich auszuweichen. Dem ahnungslosen Marx gelang es nur mit List, sie endlich einzuholen.

„So allein, Fräulein Rita?“

„Ja. Ich bin es gewohnt, allein zu sein und — ehrlich gestanden — ich bin oft auch am liebsten allein!“

Sind ihre Launen nicht zum rasend werden? dachte er. Wie schroff sie mich zurückweist, wie unnahbar, und doch klingt der Ton mehr nach Thränen, als nach Uebermuth. Ist sie unglücklich? Wenn ich sie doch nur ergründen könnte!

Zwölftes Capitel.

„Der beste Mensch wird manchmal zornig,
Kein Liebespaar kann immer kosen —"
Mirza Schaffy.

Als Marx am folgendem Nachmittag in seinem Atelier, oder Studio, wie es in Rom heißt, arbeitete, zog er einen Brief aus seiner Tasche und las ihn wieder und wieder. Er hatte ihn an dem Morgen empfangen, ehe er nach San Paolo ging.

Miß Rita fragte mich, warum ich nicht in heiterer Stimmung gewesen. Weshalb erzählte ich es ihr nicht? Die Ursache ist ja eine so fröhliche! und nochmals nahm er den Brief auf und las, was ihm sein Freund Walter darin erzählte:

„Es wird Dich interessiren, daß ich Helene von Sandow kürzlich in Berlin wiedergesehen habe. Sie ist das reizendste Geschöpf geworden, das Du Dir denken kannst. Vielleicht reisen ihr Vater und sie nächstens nach Italien. Ich habe ihnen dringend einen Aufenthalt in Rom empfohlen und ihrem Vater Deine Adresse gegeben,

damit er im fremden Lande Jemanden hat, an den er sich wenden kann. — —"

„So sehe ich sie also möglicherweise nächstens wieder? Wie artig ich sein werde? Muß ich nicht? Wir sind ja so gute Bekannte gewesen."

„Gewesen."

Er stieß das Wort so schneidend heraus, daß er vor dem durchdringenden Klang selbst zusammenschrak.

„O, ich darf nicht an sie denken. Ich werde ihr zeigen, daß ich auch ohne sie leben kann. Und ich kann es auch! Es giebt noch andere Mädchen als sie — schönere, glänzendere." Trotzig irrten seine Gedanken zu Rita zurück. Weshalb war jene wohl gestern auf der Rückfahrt plötzlich so kühl gegen ihn gewesen? Und so übellaunig gegen die arme Miß Mary? Während diese einen Pelzkragen um die Schulter gelegt hatte, war die Monatsrose, die sie sich vor die Brust gesteckt, Rita in den Schooß gefallen, worauf Rita die Blume mit so unwilliger Geberde fortgestoßen, daß sie zum Wagen hinausgeweht und die Räder über sie hinweggegangen waren.

Wie sollte er sich dies Benehmen erklären? Er wollte es jedenfalls ergründen.

Von Lucky wußte er, daß die Amerikaner heute im Marionettentheater eine Aufführung zu einem wohlthätigen Zweck geben ließen. Den Brief Walters hastig fortschließend, begab er sich auf den Weg dorthin. Wenn er Ritas Wesen zu verstehen suchte, vergaß er Helene leichter.

Das kleine Theater lag zwischen dem Tiber und dem Tarpejischen Felsen an der Piazza Montanara, dort wo das Volksleben der unteren Schichten in Rom einen seiner Mittelpunkte hat. Vor dem schmutzig-düsteren Gebäude hielt bereits mehr denn eine elegante Carozza und zerlumpte Italiener schauten sehnsüchtig hinein. Der räucherige Tempel der Kunst, in dem sich sonst Campagnolen, Arbeiter, halbnackte Buben und Bettler drängten, war heute nur den Millionären aus der neuen Welt geöffnet, die sich eine Ehre daraus machten, das Eintrittsgeld so hoch wie möglich zu bezahlen, um von dem Erlös eine Kinderpflegeanstalt in Rom zu unterstützen.

Marx überraschte es zu sehen, mit welchem Erfolg die Herkulesarbeit einer Reinigung hier vorgenommen worden. Sonst, wenn er im Gewühl des Volkes hier dem Studium der Köpfe und dem wechselnden Ausdruck der Erregung auf den Gesichtern nachging, pflegte dieser Raum von unergründlichem Schmutz zu starren, heute war selbst das Parterre von seinen tausend Kürbiskernhülsen, Fruchtschalen und Papierfetzen gesäubert und die elegante Damenwelt ließ ihre langen Sammet- und Seidenkleider ruhig auf demselben schleppen. Zu seiner Freude fand er bald unter den vielen Gestalten Rita heraus. Sie saß oben auf dem Palchettone, einer hölzernen Galerie, welche rings um die Wände lief und wandte den Kopf Miß Mary zu, augenscheinlich in herrischer Weise dieser etwas befehlend. Diese saß hinter ihr und erhob sich augenblicklich, mit den Thränen

kämpfend, indem sie die kleine Sissy auf den Arm nahm, damit sie über Ritas Kopf hinwegsehen könne.

Sollte Rita gar nicht daran denken, wie sauer es dem jungen Mädchen werden mußte, das schwere Kind auf dem Arm zu haben und immer zu stehen? Nein, gewiß denkt sie nicht daran, setzte er entschuldigend hinzu; wer so verwöhnt aufgewachsen ist wie sie, kann sich schwer in die Lage seiner Dienerinnen versetzen.

Der Vorhang ging auf und mit Vergnügen bemerkte er, wie Lucky sich weit über die Gallerie beugte und mit ihren großen braunen Augen die Bühne vor Entzücken verschlang. „How beautiful!" jauchzte sie laut, als die ersten Marionetten gravitätisch aus den Coulissen hervorspazierten.

Das Stück, welches gegeben wurde, hieß „Porsenna vor Rom" und bot so viel Handlung, daß Einer nach dem Anderen auf den wackeligen Holzbänken seinen Kneifer hervorzog und über die Nase hing, unverwandt sich daran ergötzend. Mit Vergnügen beobachtete er, daß Viele allmählich ganz ihren satten, blasirten Ausdruck verloren und ebenso kindlich gespannt lauschten, wie sonst hier die italienischen Zuschauer. Und echt martialisch trat allerdings Horatius Cocles in seinem römischen Panzer auf. Er war etwa zwei Fuß hoch und schwang sein blitzendes Schwert, welches ihm an die rechte Hand festgebunden war, daß sich der tapferste Held des alten Rom darüber verwundert hätte. Ein Feind nach dem anderen stürmte auf ihn ein, während er unerschütterlich die Brüder vertheidigte und jeder, von ihm getroffen, fiel.

Immer dichtere Schaaren drängten auf ihn ein, immer schneller sauste sein Schwert durch die Luft, immer höher thürmte sich der Wall der Erschlagenen vor ihm, da hörte man einen furchtbaren Krach, die Brücke barst, Horatius hob die Hände betend zum Flußgott empor und stürzte sich in die Fluth, die hoch über ihm zusammenschlug.

Der hochpathetische Ton, mit dem aus unsichtbarer Höhe deklamirt wurde, die lächerlich eckigen Bewegungen der Puppen, vor allem aber die affenartige Geschwindigkeit mit der diese, sobald sie ihre Rollen ausgespielt hatten, mit einem kühnen Satze von dem Schauplatz verschwanden, war über alle Beschreibung drollig und wurde fortwährend von dem heitersten Lachen der Zuschauer begleitet. Oft blickte Marx während des Spiels forschend zu Rita hinauf.

Sie, die sonst so viel Verständniß für Humor hatte, blieb heute bei den lustigsten Auftritten gänzlich theilnahmlos. Kaum daß sie die Miene zu einem gezwungenen Lächeln verzog und wenn Lucky sie noch so aufgeregt am Aermel riß und sich vor Wonne kaum zu lassen wußte. Es hatte fast den Anschein, als ob sie mit ihren Gedanken gar nicht hier sei, so grenzenlos herbe war ihr Ausdruck und solch peinvoller Schmerz lag um ihren fest geschlossenen Mund. Wie ein kalter Reif schien es auf ihr leicht erregbares Wesen gefallen zu sein; welchen Erfahrungen mochten die Qualen gelten, unter denen ihr Inneres verborgen litt? Daß dieselben Bezug auf ihn haben könnten, hielt er für unmöglich — dennoch konnte er sich nicht verhehlen, daß ihr Antlitz gerade im Klosterhof gestern

zuerst diese starre, theilnahmlose Kälte angenommen habe. Sie war bleich. Die kleine Lampe, welche dicht neben ihr an der Gallerie hing, verrieth es deutlich. Zuweilen beugte sie sich verstohlen ein wenig vor und ließ ihre Augen suchend von einer Gestalt zur anderen gleiten, als ob sie wünsche unten Jemand zu entdecken. Ohne Marx zu gewahren, gab sie endlich ihr heimliches Suchen enttäuscht auf.

Sobald der erste Act zu Ende war, verließ er leise seinen Platz, um sie aufzusuchen. Sie sah ihn nicht kommen und erröthete, als er sie unvermuthet begrüßte. Rasch drängte sie jedoch die verrätherische Blutaufwallung zurück, während Lucky ihn am Rocke zog:

„Liebster, bester, wundervollster Herr von Brömsen, kommen Sie mit mir. Ich möchte so schrecklich gerne sehen, wie es hinter den Coulissen aussieht! Wollen Sie es mir zeigen?"

„Nein, zurück durch das Gedränge? Um keinen Preis."

„Scheußlicher Mensch! Dann finde ich wohl noch andere Ritter!" Dabei drehte sie sich schnippisch auf ihrem Absatz um und hatte in wenigen Minuten einen ganzen Trupp amerikanischer Buben in Kniehosen, rothen Strümpfen und breitumgeschlagenen, weißen Hemdskragen hinter sich, denen voran sie auf Schleichwegen in das verbotene Reich einzudringen suchte.

„Fräulein Rita, darf ich Luckys Platz neben Ihnen bis zu deren Rückkehr einnehmen?"

„Gewiß. Kein anderer Stuhl ist frei."

Die Antwort wurde so eisig und gleichgiltig ertheilt, daß er eine gewisse Absicht herauszufühlen glaubte. Mit der harmlosesten Miene rückte er daher seinen Stuhl ein Merkliches von dem ihrigen ab und wandte sich nach der hinteren Reihe, um seine Umgebung dort in Augenschein zu nehmen, ohne Rita besondere Aufmerksamkeit zu widmen.

Wieder war es das gelbe Haar der Engländerin, welches sein Malerauge in Entzücken versetzte. Geschmeichelt bemerkte die junge Miß das und schlug mit einem kindlich schüchternen Ausdruck die Wimpern sittsam vor ihm nieder.

„Ah, Miß Mary, Sie stehen noch immer und noch dazu mit dem Kinde auf dem Arm. Das darf Niemand zugeben; Fräulein Rita, leiden Sie es nicht!"

„Wenn Miß Mary nicht stände, würde die Kleine nichts sehen können und wie Sie bemerken werden, geht der Vorhang schon wieder auf."

„Da giebt es wohl leicht ein anderes Mittel dem Kinde das Vergnügen zu verschaffen, ohne daß die junge Dame so gequält wird!" und zuvorkommend erhob er sich um Miß Mary seinen Stuhl anzubieten.

Diese dankte ihm mit einem feuchten Blick, dessen wohlberechnete taubenhafte Unschuld er übersah, weil Rita in diesem Augenblick zu seinem Mißbehagen eine Begrüßung des Conte Farnese mit ungewöhnlicher Wärme und Herzlichkeit erwiderte. So lebhaft wie heute unterhielt Rita sich sonst niemals mit dem italienischen Grafen, über dessen Leere sie sonst nur spottete. Der Graf fühlte sich in Folge dessen so gehoben, daß er sich in trivialen

Aeußerungen überbot. Schließlich konnte Marx es sich nicht versagen an Rita die leise Frage zu richten: „Nicht wahr, dieser Conte Farnese ist doch eine höchst anziehende Persönlichkeit?“

Rita antwortete mit einem abweisenden Blick und einer kurzen Bejahung, das Unwürdige ihres Benehmens klar erkennend. Unzufrieden mit sich selbst und aller Welt, besonders aber feindseliger noch als vorher gegen Marx gestimmt, wandte sie wieder ihr Gesicht ausschließlich der Bühne zu.

Auf der Bühne spielte sich jetzt der Auftritt ab, in dem Mucius Scävola's Versuch, Porsenna zu ermorden, scheiterte. Ein schreckliches Feuer wurde angezündet, um Mucius zu drohen, aber mit einer beispiellosen Grandezza schritt unser Held im Kleinen gespreizt auf die lodernden Flammen zu und hielt kaltblütig seine Hand in die Gluth, indem er stolz versicherte, daß noch dreihundert Römer außer ihm sich zu Porsenna's Tod verschworen hätten.

Zum Glück verkohlte seine Hand keineswegs, wie die seines tapferen Urbildes dazumal, sondern nachdem Porsenna sich von seinem sprachlosen Erstaunen erholt und dem freiwilligen Märtyrer bewundernd seine Freiheit geschenkt hatte, agirte er unbefangen und hochpathetisch mit beiden Händen weiter.

Alle lachten über die possirliche Wirkung, die dies hervorbrachte und Marx gab das Zeichen zum lebhaftesten Beifall. Er folgte der Aufführung höchst aufmerksam,

schon um Rita zu zeigen, daß er auch noch für etwas Anderes Sinn haben könne, als für sie.

„Sie scheinen außerordentlich befriedigt von diesem Kunstgenuß,“ bemerkte sie spöttisch, weil es ihr keine Ruhe ließ, ihn zu reizen.

„Und Sie meinen, das verrathe schlechten Geschmack“ —

„Wenigstens ein kindliches Gemüth.“ —

„Ein kindliches Gemüth hätte ich gern, denn das kann ich Ihnen versichern — von Natur bin ich nichts weniger als ein Lamm, und manchmal könnte man etwas Lammherzigkeit doch so gut gebrauchen!“

Wider ihren Willen zuckte ein Lachen um ihren Mund.

„Uebrigens begreife ich nicht, warum Sie mich verspotten, weil ich an diesem Spiel Vergnügen finde? Giebt es etwas Eigenthümlicheres, als gerade hier am Fuß des Capitols, die antiken römischen Stoffe von den Nachkommen jener großen Geschlechter in dieser originellen Weise behandelt zu sehen? Und wie charakteristisch ist es, daß gerade in dieser schwermüthigsten aller Städte Puppenspiele die volksthümlichste Belustigung sind.“

„Kein Volk hat so das Bedürfniß wie der Römer angesichts seiner Ruinen den ergreifenden Ernst der Geschichte in die unwiderstehlichste Komik zu verwandeln.“

„Sie haben Recht, aber ich finde diesen Zug leicht erklärlich. Schließlich ist das ganze Leben nichts weiter als ein Marionettentheater — Alles ist nur ein flüchtiges, höchst komisches Spiel — und die Marionetten sind wir!“

„Eine trostlose Auffassung, die Sie da äußern!"

Rita blickte starr und mit einem bitteren Lächeln auf die Puppen, die währenddeß in ihren Rüstungen und bunten Kostümen immer weiter agirten und deren angemalte Wachsgesichter sich bei den bombastischen Reden niemals regen noch rühren konnten.

„Trostlos? Bah! Das kommt darauf an, wie man es nehmen will. Mir fiel nur vorher ein französisches Lied ein, das alles ausdrückt, was ich bei dem Spiel denken mußte."

„Darf ich das Lied hören?"

„Meinetwegen."

Nachlässig lehnte sie sich in ihren Stuhl zurück und spielte fieberhaft mit dem Elfenbeinfächer. Wie schön sie beim ausdrucksvollen Sprechen war, er konnte kein Auge von ihr wenden. als sie begann:

„Ainsi font, font, font
Les follettes
Marionnettes;
Ainsi font, font, font
Trois p'tits tours....et puis s'en vont.

Mettez les poings aux côtés,
Marionnettes,
Marionnettes,
Mettez les poings aux côtés
Marionnettes, et sautez!

Héros en atours,
En moustaches,
En panaches,
Héros en atours,
Vite allons!....trois petits tours.

Grands hommes d'esprit,
A la peine
A la gêne,
Grands hommes d'esprit,
Dont un sot triomphe et rit.

Artiste rêvant,
Sous la nue
Tête nue,
Artiste rêvant
D'amour, de gloire et de vent.

Vous, qu'on applaudit,
Gens de phrase
Et d'emphase,
Vous qu'on applaudit,
Trois p'tits tours....et tout est dit."

Während sie die letzten Strophen sprach, bemerkte Marx, daß Miß Mary noch immer die kleine Sissy auf ihrem Schooße stehen ließ. Sie sah von der Anstrengung, das Kind zu halten, schon ganz erschöpft aus, suchte dies jedoch zu verbergen.

„Geben Sie mir die Kleine. Ich habe Kinder gern;" sagte er freundlich.

Kaum hörte Rita diesen Vorschlag, so nahm ihr Gesicht wieder seine frühere Kälte an und als Marx ihr für das Lied dankte, lachte sie geringschätzig und es lag etwas wie Haß in ihren schwarzen Augen.

„Nicht wahr, ein lustiges Lied, fast so lustig wie die Komödie des Lebens selbst. Nun Gott sei Dank! Ewig dauert diese ja nicht. Trois p'tits tours et puis s'en vont!

Ohne sich ihre wunderlich gereizte Stimmung erklären zu können, wiederholte er sein gutherziges Anerbieten. Die Governeß hauchte unhörbar ihren Dank und lehnte es bescheiden ab, worauf Rita wegwerfend ausrief:

„Dear me, zieren Sie sich doch nicht, Sie sehen ja, wie höflich Herr von Brömsen gegen Sie ist. Für so viel Aufmerksamkeit dürfen Sie nicht undankbar sein.“

Trotz ihres harmlosen Tones hörte Marx augenblicklich die Ironie heraus, mit der sie ihr Wort zuspitzte und würdigte sie keiner anderen Antwort, als nur eines einzigen kurzen Blickes, dieser Blick aber war von so zwingender Gewalt, daß sie verwirrt ihr Auge vor ihm senken mußte und noch, als längst schon die langen seidnen Wimpern sie vor demselben schützten, glaubte sie die zürnende forschende Gluth desselben ihr verborgenstes Innere durchdringen zu fühlen. Ihr Stolz empörte sich um so mehr gegen diesen unerbittlichen Blick, da derselbe ihr zugleich Furcht und Achtung abrang. Um ihm zu entschlüpfen, fing sie wieder ein eifriges Gespräch mit Conte Farnese an und fragte ihn zutraulich, ob er das eben angeführte Gedicht kenne.

„Nein, Signorina, Gedichte und Bücher sind mir viel zu gleichgiltig, die lese ich niemals!“

„Es ist von Juste Olivier,“ bemerkte Marx kurz.

„So kannten Sie es also,“ fragte sie.

„Ja, aber ich hatte es bis auf einen einzigen Vers ganz vergessen.“

„Und welcher Vers war dies?"

„Gerade einer, den Sie wohlweislich ausgelassen haben."

„Ach! Sagen Sie ihn mir."

Der Augenblick der Rache war gekommen, süßer als Marx ihn sich hätte träumen lassen können.

„Mit dem größten Vergnügen!" versicherte er, indem er sich gegen einen Holzpfeiler lehnte, so daß er gerade auf das schöne Weib hinabsehen konnte, während sie sich in ihrer herausfordernden Stimmung zutraulich mit dem Arm auf Farneses Stuhllehne stützte und erwartungsvoll die Augen zu ihm aufschlug. Verstimmt über die Theilnahme des Malers am Gespräch schaute der Graf angelegentlich nach der Bühne.

„Nun, wie heißt Ihr Vers?" fragte sie ungeduldig, worauf es schalkhaft in seinem Auge blitzte:

„Dames, qui menez,
Ah, comtesses!
Ah, duchesses!
Dames, qui menez
Trois — quatre amants par le nez.

Ainsi font, font, font
Les follettes
Marionettes,
Ainsi font, font, font
Trois p'tits tours et puis s'en vont."

Alles Blut stieg ihr in die Wangen. Glaubte er das von ihr? Sie erschrak. Sie hatte geglaubt die Verletzte spielen zu dürfen und nun kehrte sich das Blatt um

und er schlug sie mit ihren eigenen Waffen. Das Auge fest auf sie gerichtet, sah er, welchen Sturm sein unbarmherziger Angriff in ihr hervorrief, da kam zu ihrer Erleichterung Lucky zurückgesprungen.

„Tante Rita, wie konntest Du leiden, daß Miß Mary sich auf meinen Platz setzte?“

„Ich bin nicht Schuld daran.“

„Wer denn?“

„Herr von Brömsen.“

„Aber wie ist das möglich?“

„Ritterlich wie immer gegen Miß Mary bot er ihr diesen Stuhl an.“

Kaum war ihr das Wort entfahren, so bereute sie es schon, aber jetzt war es zu spät und da Lucky merkwürdig boshaft lachte, fing es an in seinem Innern zu tagen.

Ritterlich wie immer gegen Miß Mary? wiederholte er innerlich auf's Aeußerste überrascht; wann war ich das jemals gegen dies nichtssagende englische Puppengesicht? Sollte ein Mißverständniß —

Während er so grübelte, war auf der Bühne Clölia im langwallenden weißen Gewande durch den Tiber geschwommen und von den entrüsteten Ihrigen an Porsenna zurückgeschickt. Ihre weinerlichen Reden rührten des Gegners Herz dermaßen, daß er sie frei gab und da hiermit das Stück schloß, fiel zu Luckys und Sissys Leidwesen der Vorhang und die Zuschauer erhoben sich, um das Theater zu verlassen.

Ein Sturm von Zweifeln und quälenden Fragen bewegte Marx.

Miß Mary ging mit der kleinen Sissy die Treppe hinab, worauf Lucky ihr mit einem langen Blicke nachsah und sich hinter den Maler schlich:

„Gestehen Sie es mir einmal, nicht wahr? Sie sind auch ein heimlicher Anbeter von Miß Mary?“

„Sie kleiner Kindskopf, wie kommen Sie auf diesen erleuchteten Gedanken?“

„Nun — Sie sehen sie oft verstohlen an —“

„Nicht sie. Nur ihre gelben Haare.“

„Und ihr Gesicht?“

„Ist mir höchst gleichgiltig.“

„Aber alle Herren finden sie so wunderhübsch.“

„Das mag sein. Ein Künstler verlangt noch etwas mehr als schöne Farben.“

Rita hatte, obwohl unwillig über Luckys Keckheit, gespannt aufgehorcht, welche Wendung dies Gespräch wohl nehmen würde; bei den letzten Worten brach unwillkürlich ein heller Freudenstrahl aus ihren Augen und verrieth, was in ihr vorgegangen. Erstaunt nahm Marx ihren Ausdruck wahr. Also eifersüchtig? Gleichgiltig war er ihr nicht, trotz der Gleichgiltigkeit, die sie ihm heute gezeigt hatte? Als er sah, wie verwirrt sie den Schleier vor das Gesicht zog, ihm ihre Gemüthsbewegung zu verbergen, jubelte es in ihm und mit klopfendem Herzen führte er sie die schlecht erleuchtete, gebrechliche Stiege

hinab. Im zurückkehrenden Uebermuth konnte sie es nicht lassen ihn zu necken:

„Wer weiß, Herr von Brömsen, ob nicht Luckys Verdacht doch gerechtfertigt war? Schien es doch sogar mir selbst einmal, als ob Ihnen Miß Marys sanftes Gesicht anziehender sei als Alles."

„Wann schien Ihnen das so?"

Sie stockte. „Gestern. — Draußen in San Paolo."

„Ich beschwöre Sie, sagen Sie mir bei welcher Gelegenheit?"

Eine Pause entstand. — „Als Sie ihr die Rose schenkten," gestand Rita endlich schmollend.

Jetzt wußte er Alles und die eifersüchtige Gluth, mit der sie das Wort herausstieß, wirkte zündend auf ihn.

Sternenklar wölbte sich über ihnen der Nachthimmel. Der Wagen wartete schon auf sie. Indem er ihr hineinhalf, sah er ihr hingerissen in die schönen Augen.

„Ihre kleine Engländerin war mir sehr gleichgiltig. Niemals habe ich auch nur eine Secunde an sie gedacht. Ich ließ meine Blicke höher fliegen, vielleicht zu hoch, denn wer weiß, ob die, der mein Herz schlägt, etwas von meiner verwegenen Liebe wissen möchte?"

Mit der Geschmeidigkeit einer wilden Katze sprang Lucky an ihm vorbei in die Carrozza. Der Diener schlug den Schlag zu; rasch warf sie sich vor das offene Fenster und winkte Max hastig:

„O Herr von Brömsen hinter den Coulissen war es am allerschönsten! Da hingen eine ganze Menge Schauspieler an Haken, Maria Stuart und Don Juan und die Jungfrau von Orleans und Nero! Alle, welche heute aufgeführt hatten, waren auf die Erde geworfen; Sie glauben gar nicht, wie sie alle über und untereinander lagen mit ihren schönen Kleidern.“

Dreizehntes Capitel.

„Ich hätt' nit geglaubt, daß das Papstthumb so ein großer Greuel sei. Gleich wie mir geschah zu Rom, da ich auch so ein toller Heiliger ware, lieff durch alle Kirchen und Klufften, glaubte alles, was daselbst erlogen und erstunken ist." Luther.

Den folgenden Tag erwachte Marx in aller Frühe, sein erster Blick zum Fenster hinaus richtete sich auf den Palatin, dort färbte sich der Himmel röthlich gelb und wurde von Minute zu Minute goldiger, bis endlich das ganze Colosseum sich von einem Hintergrunde abhob, der wie Gold erglühte, während das lichteste Blau vom Zenith niederleuchtete. Eine Wolkenbank am Horizont flammte in so rosigem Licht, daß ihr Widerschein selbst die drei schwarzen ungeheuren Höhlen der Constantinsbasilika, die sonst so finster gähnen, freundlich röthete und noch immer steigerte sich die Gluth. Das Kirchlein im Vordergrunde stand mit seinem durchbrochenen, mittelalterlichen Thurm tiefdunkel dagegen, als das Sonnenauge zuletzt strahlend über die Dächer lugte. Schöner

und frischer als gewöhnlich schien die Welt heute dem Maler. Unaufhörlich sah er zwei dunkle verlangende und verheißungsvolle Augen vor sich, hörte er eine anziehende Frauenstimme von eigenthümlichem Wohllaut. Es trieb ihn rasch an die Arbeit; die in ihm gährende Leidenschaft ließ ihm keine Ruhe. Er hatte die Absicht, eine wichtige Seitengruppe zu entwerfen und concentrirte seine Gedanken mit intensiver Kraft darauf, die verschiedenen Skizzen, die er bereits dazu gezeichnet, genügten ihm heute nicht. Alles erschien ihm plötzlich nicht bedeutend genug, vor Allem gebrauchte er noch einige characteristische Priester- und Mönchsgestalten und obwohl er schon das Porträt mehr als eines feinen jesuitisch aussehenden Kopfes und manchen Capuziners als Studie mit nach Hause gebracht hatte, so gefiel ihm heute keine davon und er beschloß, sich seine Modelle noch aufmerksamer auszusuchen. Noch war im Hause Alles still, als er schon die Hausthür aufschloß und ins Freie trat. Für sein ungestüm pochendes Herz war es eine Erquickung, sich in das romantische Straßenlabyrinth zu stürzen, wo jetzt der Puls eines lebhaften Tagestreibens nach und nach zu schlagen begann. Sein nach Glück hungerndes Gemüth befand sich wie in einem Rausch, aber noch suchte er gegen dies auflodernde Feuer zu kämpfen. Gewaltsam lenkte er seine Gedanken von Rita ab und auf seine Umgebung.

Rom und das römische Volk sollten ja sein Studium sein, konnte er auf diesem geweihten Boden heute denn gar nichts Anderes denken, als ein Weib? Er kam in

ein ärmliches Stadtviertel, wo sein Blick auf eine Pforte aus morschen Holzlatten fiel, die in der herrlichsten antiken Marmoreinfassung hing; wie würde Rita sich an diesem seltsamen Gegensatz ergötzt haben, war der erste Gedanke, der ihm dabei einfiel. Während er rüstig weiterschritt, öffnete sich zuweilen durch ein hohes, überwölbtes Thor der Blick in einen stillen, bemoosten Hof, in dessen Rückwand sich eine rankenüberhangene Grotte mit einem plätschernden Springbrunnen zeigte, ein Bild, wie es ihr gefallen würde, dachte er gleich, und da trat aus einem Gemüseladen, der ganz mit Zwiebelgeflechten, Selleriebündeln und feuerrothen Puparoli ausstaffirt war, ein Mädchen im schwarzen Haar heraus. Sie trug ein weißes Tuch zusammengelegt auf dem Kopf, ein blaues rothgeschnürtes Mieder und die bunte Schürze mit den aufgedruckten roth und gelben Blumen. Die hat nicht so glänzendes blauschwarzes Haar wie Rita — aber auch die Römerin hat eine stolze Haltung — und sinnend sah er ihr nach, wie sie so selbstbewußt und sicher dahin schritt.

Jede offenstehende Kirche betrat er und wo ihm bei der Frühmesse, unter den stillen Betern vor den Altären, irgend ein Mönch wegen seines Ausdrucks besonders auffiel, ging er ihm nach, sobald jener die Kirche verließ und knüpfte mit ihm an, um Namen und Wohnung erfahren zu können, falls er ihn als Modell brauchen sollte.

Die Italiener der unteren Classen sind, besonders dort, wo viele Maler leben, so daran gewöhnt, von den

Künstlern gezeichnet oder gemalt zu werden, daß es nicht schwer ist, die passenden Modelle zu bekommen.

Nach langem Umherstreifen näherte er sich der großen Jesuitenkirche und sah wie viele Menschen die Stufen hinauf und zum Theil hinabströmten. In der Voraussetzung, hier Köpfe genug und auch noch manches andere studiren zu können, ging er hinein. Die Predigt begann bald, indeß waren so viele Leute in dem gedrängt vollen Raum, daß er nicht so weit vordringen konnte, um die Worte im Zusammenhange zu verstehen, nur soviel hörte er, der Vortrag des Redners war künstlerisch vollendet, wie er selten etwas Aehnliches gehört hatte. In prachtvoller Aussprache und Betonung rollten jenem die Worte wie ein wohlklingendes, effectvolles Bravourstück von den Lippen, während jede Bewegung der Hand durchdacht schien, als ob sie vor dem Spiegel einstudirt sei. Auf der eleganten Kanzel aus Marmor mit dem Golddach stand ein braunes, goldumrändertes Kruzifix. Auch die Tücher um des Heilandes Leib waren aus Gold und mit graziöser Emphase zeigte oft der gewandte Pater bei einer brillanten Redewendung auf dies Bild. Die theatralische Geberde stimmte freilich zu der Pracht dieses Gebäudes, in welchem die gelbbraunen Marmorpfeiler mit goldenen Capitälen eine Wölbung trugen, von der aus jeder Ecke mannigfaltiger Frescoschmuck und phantastische Zierrathen in Ueberfülle niederflimmerten.

Marx wurde von dem Glanz und Ueberfluß, der schauspielerhaften Erscheinung des bildschönen Geistlichen und der sinnlich berauschenden Musik, welche sofort nach

der Predigt im italienischen Opernstil anhub, so abstoßend berührt, daß er in der freien Sonne draußen erst wieder befreit aufathmete. Langsam schlenderte er die Via Gesù entlang, viele elegante Equipagen jagten an ihm vorüber, fieberhaft spähten seine Augen danach aus, ob er nicht in einer derselben Rita entdecke.

Im Begriff, die Linie der Omnibusse zu durchschneiden, welche vor Palazzo Venezia hielten, vernahm er eine Stimme hinter sich:

„Aber Brömsen, mit welchem Nachtwandlergesicht ziehen Sie Ihre Straße. Seit zehn Minuten sehe ich Sie jede Carozza begierig prüfen, doch einen bescheidenen Omnibus würdigen Sie keines Blickes."

Der Angeredete blickte in das schwerfällige Gefährt und entdeckte Doctor Murr darin.

„Warum streifen Sie solo herum, Bester?" schalt der Doctor. „Schließen Sie sich mir an, ich will nach dem Lateran."

Marx sah nach der Uhr. Im Grunde konnte er dort seine Studien ebenso gut machen wie hier; er war lange genug allein gewesen.

Schnell schwang er sich auf den Tritt und setzte sich auf den letzten leeren Platz neben den Gelehrten, einer Nonne im schwarzen Kleide mit weißem Leinenschleier gegenüber.

Doctor Murr fixirte ihn sarkastisch von der Seite, beherrschte ein verschmitztes Lächeln und schwieg. Erst als sie nach halbstündigem Rütteln vor dem Lateran aus-

stiegen, konnte er es nicht lassen, seiner inneren Betrachtung Raum zu geben.

„Was ist mit Ihnen vorgegangen, Brömsen? Sie sehen heute so merkwürdig zerstreut aus, als ob Sie mit Ihren Gedanken nur halb in der Gegenwart lebten? Ich will nicht hoffen, daß die schöne Amerikanerin es Ihnen trotz aller Warnungen dennoch angethan hat?"

„Und was wäre denn das für ein großes Unglück, wenn mich dies Weib nun wirklich bezauberte?"

„Das will ich Ihnen offen sagen. Nur elend würde dies Geschöpf Sie machen, niemals glücklich."

„Thorheit. In Miß Rita steckt mehr als in zehn anderen Mädchen zusammengenommen."

„Ja, mehr Geist vielleicht, aber um so weniger Gemüth."

„Sie kennen sie kaum."

„Besser wie Sie, denn ich habe ihr einmal Vorträge über antike Spiegel halten müssen und während sie sich gegen den ebenbürtigen Cavalier zusammennimmt, ließ sie sich gegen den bezahlten Fremden gehen."

„Von diesen Beziehungen zu ihr haben Sie ja nie etwas Näheres verrathen?"

„Ich hatte wahrlich keine Ursache, damit zu prahlen. Ein eigenwilligeres Geschöpf ist mir niemals begegnet, Sie wollte alles nur nach ihrem Kopfe haben."

„Allerdings ein großes Verbrechen und sehr selten bei jungen Damen von unabhängiger Stellung!"

„Nun gut, liegen Sie der stolzen Sphinx zu Füßen. Eine Weile wird sie Sie streicheln und wenn es ihr nicht mehr zusagt, Sie mit Schmach entlassen."

„Das ist zu viel! Das ertrag' ich nicht. Was giebt Ihnen das Recht, so zu sprechen?"

„Die bitteren Erfahrungen, die ich selbst verschiedene Male an diesen Ausländern gemacht habe. Wenn ich mich diesmal irre, soll es mich freuen."

„Sie irren sich — ganz gewiß!"

Unter diesem Streit waren sie vor der Thür des Laterans angelangt.

„Kommen Sie nur mit herein," sagte der Doctor, „ich will im Museum antike Sarkophage studiren, man kann aus einigen ganz genaue Aufschlüsse über das Leben und Weben der Alten bekommen, das ist ungemein lehrreich."

„Nein, gehen Sie nur allein, ich bleibe hier draußen und sehe mir lieber das Leben und Weben meiner Mitmenschen an."

„Nun, dann auf Wiedersehen!" Der Doctor rannte in seiner eiligen, geschäftigen Weise in das Innere des Lateranischen Palastes, worauf der Maler sich auf dem freien Platze umschaute. Ihm war diese Gegend noch ziemlich unbekannt. Der ungeheure Platz lag heute öde und ausgestorben da, außer einigen Arbeitern und zwei Bettlern belebte ihn Niemand, die einzigen wohlgekleideten Leute, welche zuweilen auftauchten, verschwanden in einem gegenüberliegenden Gebäude. Langsam ging er auf dieses zu. Als er in die offene Thür desselben trat, bot sich

ihm ein merkwürdiges Schauspiel dar. Dicht vor ihm zeigte sich eine breite, holzbekleidete Treppe, auf deren Stufen eine Menge Andächtiger lagen, welche stille Gebete murmelten und mit außerordentlicher Mühe von Stufe zu Stufe knieend höher rutschten. Es war der abstoßendste Anblick katholischen Wesens, der ihm bis jetzt geworden.

Wie festgewurzelt blieb er stehen und beobachtete genau die Leute, die ihre mühselige Pilgerschaft so eifrig unternahmen, als ob sie damit ein Gott besonders wohlgefälliges Werk verrichteten. Hohl und geisterhaft klang ihr einförmiges Summen von Gebeten und eher glich die seltsame Rutschpartie einer Reise dunkler Gespenster, als einer Handlung vernünftiger Menschen.

Leise trat er zur Seite, um von den Gesichtern dieser Leute, die ihm den Rücken zuwandten, wenigstens die Profile zu sehen. Es waren Männer und Frauen aus verschiedenen Ständen, außerdem etliche Mönche und Priester. Auf den Gesichtern spiegelte sich zum großen Theil dumpfe Beschränktheit, fanatischer Eifer, blinder Aberglaube. Aufmerksam suchte er jede Schattirung des Ausdrucks seinem Gedächtniß unauslöschlich einzuprägen.

Bin ich wirklich im neunzehnten Jahrhundert? fragte er sich, als wieder ein Greis zitternd eine Stufe höher rutschte, um auf derselben seinen Rosenkranz von Neuem tonlos abzuleiern.

„Wer dürfte wohl wagen, diese geweihten Stufen mit seinen Fußtritten zu besudeln," antwortete ihm salbungsvoll ein Dominikaner, der neben ihm stand, und

faltete die Hände. „Die Treppe, die unser Heiland auf seinem Leidensgange zu Pilatus betrat, würde doch kein Gläubiger anders als knieend berühren wollen.“

„Und wer sagt Ihnen, daß es dieselbe Treppe ist?“

„O, da ist gar kein Zweifel. Die fromme Kaiserin Helena hat sie einst selbst aus Jerusalem mitgebracht.“

Sobald der Dominicaner ihn verließ, um ebenfalls die Treppe auf den Knieen liegend mühselig zu erklimmen und so dem Himmel näher zu kommen und ein gutes Werk zu thun, zog Marx sein Skizzenbuch aus der Tasche und zeichnete verstohlen mit einigen kräftigen Strichen zwei Profile hinein, die er für sein Gemälde zu gebrauchen dachte.

Je mehr er sich in seine Beobachtungen versenkte, je tiefer mußten sie ihn erregen. „O, wie begreife ich, daß Luther das nicht ertrug!“ rief er aus, als er fertig war und die Scala Santa verließ. „Der beneidenswerthe Mann, der mit genialer Kraft im Stande war, den Leuten die Binde von den Augen zu reissen und die Kirche von Aberglauben und Unverstand zu reinigen! Wie kommt man hier zum Bewußtsein seiner eigenen inneren Schwäche, daß man solche Zustände ansehen kann und doch nicht die Fähigkeit besitzt, zu reformiren.“

Mit vielgeschäftiger Miene kam Doctor Murr aus dem Lateranischen Museum zurück.

„Darf ich sehen, was Sie mittlerweile hier gezeichnet haben?“

Der Maler zeigte ihm die Skizze.

„Wahrhaftig, wieder Mönchsgesichter? Nun, Sie thun freilich Recht daran, sie hier so gründlich zu studiren, charakteristischere Köpfe als diese giebt es nicht in Rom. Auf Schritt und Tritt ein Mönch oder Priester, und dennoch das Volk so abergläubisch und unwissend!"

„Sagen Sie lieber und deshalb, denn wer predigt hier den Aberglauben, um die Leute um so besser auszubeuten zu können?" Darauf schilderte Marx den peinlichen Eindruck, welchen er soeben empfangen.

„Und ich sah ja nur, was auf der Oberfläche liegt, den thörichten Wahn, die abgeschmackte äußerliche Handlung! Wie mag es nun gar erst in diesen Seelen aussehen, auf welche Irrthümer, welche wüste Einfalt läßt es schließen. Das sind meine Mitmenschen, ich lebe unter ihnen, athme dieselbe Luft — und doch ertrage ich es, daß sie in erstarrtem Aberglauben dahingehen, verwirrt und gebunden — und ich weiß ihnen nicht zu helfen! Ist das nicht ein beschämendes Gefühl — ein Vorwurf, der einen verzehren könnte?"

„Ist Luther nicht auch für jene gekommen und sie haben nichts von seiner Reformation wissen wollen?" antwortete Doctor Murr. „Und giebt es nicht italienische Protestanten genug, die ihre Stimme gegen alle heidnischen Auswüchse hier erheben, aber Rom ist in Gleichgiltigkeit versunken und Niemand hört sie. Warum sollen wir uns diese Zustände zu Herzen nehmen, wenn das eigene Volk es nicht thut? Sind wir nicht Fremde? Uns geht es nichts an. Ich bin so praktisch, mich nur mit der Vergangenheit zu beschäftigen. Da habe ich eben

auf einem marmornen Sarkophage gesehen, wie die Alten damals solche Obelisken aufrichteten" — er wies auf den großen Obelisken in der Mitte des Platzes — „die Hebelmaschine und der ganze Vorgang sind genau im Relief dargestellt, vermuthlich wurde der Sarkophag für einen Ingenieur gemeißelt. Kommen Sie mit und sehen Sie sich das interessante Ding an — ich möchte gern, daß Sie es mir mit den Umrissen abzeichneten, vielleicht kann ich es für eine Abhandlung gebrauchen." —

Gefällig erfüllte Marx den Wunsch seines gelehrten Bekannten, verabschiedete sich dann aber bald von ihm und schlenderte, indem er ihn seinen Forschungen überließ, in die Stadt zurück.

Es war ein Morgen voll mannigfaltiger Anregung für ihn gewesen — er konnte sich nichts Schöneres denken, als nun den Nachmittag mit Rita das Erlebte auszutauschen — wenn er sie doch traf! Da er sich erinnerte, daß sie und Lucky diesen Nachmittag in der Villa Colonna hatten zubringen wollen, begab er sich, nachdem er bei Rosetta zu Mittag gegessen, auf den Weg dorthin. Beide hatten ihm so entzückt von dem alten Park erzählt, daß er sicher hoffte, sie an ihrem Lieblingsort zu finden.

Als er unten bei der Piazza di Monte Cavallo an der eisernen Pforte klingelte, kam eine Gärtnermagd langsam in niedergetretenen Pantoffeln daher und öffnete ihm. Ein lautloses Schweigen umfing ihn in dem einsamen hohen Buchsbaumgang, nachdem das Thor hinter ihm in's Schloß fiel, denn die den Park umgebenden Mauern und Gebäude waren so hoch und stark, daß sie keinen

Ton eindringen ließen. Im Weiterwandern wollte es ihm scheinen, als sei er noch nie in seinem Leben in einem so verwunschenen alten Park gewesen. Hinter den uralten Epheumassen, die mit fußtiefem Rankengewirr alle Mauern überwallten, versank wie auf einen Zauberschlag jede Erinnerung der Gegenwart, während er aus dem verwitterten Prunk alterthümlicher Anlagen, den grasverwachsenen Terrassen und der schattigen Lorbeerwildniß, die Vergangenheit mit dem vollen Reiz ihrer Romantik aufbaute. So fern lag hier die Welt! — man konnte wähnen, ein Paar Jahrhunderte zurückversetzt zu sein. Alte, heidnische Sarkophage dienten hier als Einfassung zu Blumenbeeten. Sinnend blieb er vor ihnen stehen. So unruhig und begehrend schlug sein Herz, unwillkürlich mußte er zusammenschauern. Wie frisch und lustig sproßte jetzt das Grün aus diesen Marmorsärgen, während der Staub von Jahrtausenden ihre geschnitzten Reliefs arg mitgenommen hatte. Als einst der Marmor weiß geglänzt, war vielleicht ein so stürmisch bewegtes Herz wie das Seine darin bestattet, jetzt pflückte er sich von den Blumenzweigen aus dem Sarkophage.

Dem alten Palast des Besitzers gegenüber erhob sich aus dunklem Myrthengebüsch heraus eine künstliche Tropfsteingrotte. Dies Bassin hatte wohl manches Mal Ritas schönes Antlitz wiedergespiegelt und gab es für dasselbe einen anmuthigeren Rahmen, als dies von Farrenkraut überwucherte Gestein? Alles belebte sich ihm in dieser versunkenen Ruhe durch ihre Gestalt; die Stufen, welche den Berg hinabführten, mochte sie noch heute hinabge-

wandelt sein, einst hatten diese Treppen einer Wasserkunst gedient; wo damals sprudelnde Cascaden hinabgeschäumt waren, sproß jetzt Unkraut und von den Absätzen lugten seltsame Muscheln und Steinfratzen, die kein Wasserstrahl mehr feuchtete. In der Hoffnung ihr vielleicht im Grunde zu begegnen, ging er die Treppen hinab, nirgends die Spur eines menschlichen Wesens, kein leiser Ton, außer dem Zirpen eines müden Vogels. In dem ausgetrockneten Teich lag ein Delphin aus grauem Stein, dessen Schwanz und Flossen kaum noch aus den Schlinggewächsen und wilden Veilchen hervorschauten.

„Wo ist sie?" murmelte er, indem sein Blick enttäuscht die verschiedenen dunklen Laubgänge überflog und nichts als eine aufwärts zeigende Minerva und das Brustbild einer Göttin aus gelblichem Marmor entdeckte. Es war ihm immer, als ob die Gesuchte endlich aus einem der geheimnißvoll dämmerigen Bosquets heraustreten müsse, aber Niemand kam, todtenstill und wie verzaubert lag der Park.

Träumend lehnte er sich gegen einen alten Orangenstamm; unter demselben im hohen Grase lagen eine Menge abgefallener, goldgelber Merangoli, er hob eine auf und spielte Ball mit ihr:

„Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar,
Ach wie liegt so weit, ach wie liegt so weit,
Was mein einst war —"

Wie kam ihm nur die vergessene Weise gerade jetzt in den Sinn, er mußte sie summen und wußte nicht warum.

Durch das glänzende Laub sah er hinauf in das tiefe, sehnsuchterweckende Blau des italienischen Himmels, — „ich bin wirklich in einen verzauberten Garten gerathen," sagte er still für sich hin „und ich gehe nicht eher fort, als bis ich die holdselige Königin desselben entdeckt habe." Ungeduldig irrte er weiter, zuletzt war es ihm, als höre er aus der Ferne fröhliches Kindergekreisch und aufjauchzendes Ohioho! ohioho!

Wie rasch war er die Treppe hinauf, wie sicher fand er die Richtung, aus welcher der ferne Schall zu ihm drang.

Immer näher kam er den Stimmen, zuletzt erkannte er diejenige Luckys deutlich und in wenigen Minuten sah er diese. Dort oben auf der Höhe, wo der große Berg trockenen Reisigs und ausgerodeter Stauden und Buschwerks lag, kämpfte sie den Riesenkampf um ihre Burg. Eine ganze Schaar Jungen, meist des Gärtners Kinder, aber auch kleine Ausländer in schottischem Nationalcostüm, oder englischen Knieehosen, stürmten dieselbe.

„Ich bin Manlius," schrie sie, „und keiner von Euch Galliern soll mir hier herauf auf's Kapitol!"

Brüllend suchten die verwegenen Buben das Kapitol, nämlich den Reisighaufen, dennoch zu erstürmen, aber Lucky wußte mit den dürren Zweigen so tapfer um sich zu werfen, daß Keiner hinaufdrang und hatte auch einer die Hälfte des Berges schon erklettert, so packte sie ihn mit den kleinen Fäusten bei den Schultern und puffte ihn so unbarmherzig vor die Brust, daß er erschrocken zurücktaumelte.

In vollem Eifer schnatterte sie jetzt — „hört, hört doch,“ kreischte sie seelenvergnügt, „das sind die Gänse,“ — und als die Knaben jubelnd in die Hände schlugen, denn natürlicher hätte keine wirkliche Gänseschaar schnattern können, da schwang sie triumphirend ihren Stecken, und indem sie sich auf denselben stolz und herausfordernd lehnte, wie auf ein Schwert, war sie wieder ganz Manlius, der große Held.

Kaum erkannte sie Marx, so stieß sie ein frohlockendes Ohoioho! aus, winkte ihm mit der Hand und wies dann mit stummer Geberde nach der linken Seite, wie um zu sagen — Rita ist dort — — Marx verstand sie auch sofort und der nächste Blick zeigte ihm die Gesuchte.

In einiger Entfernung, auf dem höchsten Gipfel der Terrasse, lagen zwei ungeheure Marmorblöcke, welche der Sage nach von dem Sonnentempel des Aurelian stammten und deren Fries mit Laubgewinden, Eierschnüren und Rippen zierlich ausgemeißelt war. Auf einem umgestürzten bemoosten Baumstamm vor denselben saß Rita. Die colossalen Trümmer boten ihr eine bequeme Rückenwand und warfen einen breiten Schatten über den sonnigen Platz. Von hier aus konnte sie die tobende Kinderschaar im Auge behalten und gleichzeitig ihren Blick in die weite Ferne schweifen lassen, über graue Dächer, Thürme und Paläste fort, bis zur majestätischen Kuppel St. Peter's.

Die Novemberluft war warm, ein schwüler Scirocco wehte und schwängerte die ganze Atmosphäre mit Feuchtigkeit, überall zogen blaue Nebelschleier aus den Straßen auf und umflorten die hervorragenden Gebäude, so daß

die Stadt in jenem gluthvollen, blauen Licht erschien, welches den wunderbarsten Reiz des Südens bildet.

Rita stützte den Kopf in die Hand und las, aber ihre Gedanken hatten heute schon so oft heimlich gefragt: ob er wohl kommen wird, daß sie, sobald sie seinen Schritt vernahm, nur das Auge ruhig zu ihm aufhob, als ob sie sagen wollte — endlich!

Freundlich streckte sie ihm die Hand entgegen.

„Es ist hübsch von Ihnen, daß Sie Wort halten. Nun urtheilen Sie selbst, ob es einen lauschigeren Fleck in Rom geben kann, als diesen?"

„Nein, gewiß nicht. Man ist hier mitten in der Stadt und doch hoch über ihr in solcher Einsamkeit, als ob es gar kein Wagengerassel und keinen Corso gäbe."

Von Santi Apostoli scholl sanftes Glockengeläute herauf in die sonntägliche Ruhe.

„Waren Sie heute Morgen in der Kirche?" fragte Marx unwillkürlich.

„Bewahre!" stieß Rita heraus, so wegwerfend, als ob sie dächte, wie sollte ich mir den schönen Morgen mit einem solchen Besuch verderben. Er würde die Mißachtung in ihrem Ton schwerlich überhört haben, wenn ihr Auge nicht gar zu unverhohlen freudig ihn angestrahlt hätte.

„Waren Sie in der Kirche?" fragte sie verwundert.

„Ja."

„Und in welcher?"

„In unzähligen."

„Ei, das klingt ja sehr fromm," rief sie übermüthig. aber mit solchem bezaubernd schelmischen Lächeln, daß er den scharfen Stahlklang in ihrer Stimme nicht vernahm — „und haben Sie sich recht erbaut?"

„Nein, leider durchaus nicht."

„Warum nicht?"

„Weil ich wieder so abstoßende Scenen sah, daß mir die schönsten Kirchen Roms dadurch verleidet werden könnten."

„Was berührte Sie so unangenehm?"

Entrüstet erzählte er ihr von der wunderlichen Rutschpartie auf der Scala Santa.

Sie lachte munter. „Von welchen sonderbaren Dingen Sie mir auch immer berichten, ernsthafter Mensch! Ist es nicht unerhört, wenn wir angesichts dieser prachtvollen Aussicht an solche düsteren Thorheiten denken? Wir sind doch kaum werth, daß uns diese verlockende Sonne bescheint!"

Indem er in ihr Lachen einstimmte, versprach er sie mit seinen Betrachtungen zu verschonen. Ihr Büchlein glitt ihr vom Schooße und fiel auf die Erde; rasch hob er es auf.

„Darf ich hineinsehen?"

„Warum —"

„Weil es mich interessirt, zu erfahren, was Sie gelesen!"

In seiner Stimme verrieth sich, ohne daß er es wußte, seine innere Leidenschaft, sie gab ihm das Buch

zurück, als ihre Hände sich berührten, durchzuckte es Beide und ihre Blicke wichen sich scheu aus.

„Die Liebessonette Michelangelo's an Vittoria Colonna?“ fragte er.

„Ja,“ antwortete sie mit erkünstelter Gleichgiltigkeit, „hier an dieser Stelle sollen die Beiden manches Mal mit einander verkehrt haben, darum lese ich die Gedichte hier so gern. Ich frage mich oft, wie Rom wohl damals ausgesehen haben mag, als die Beiden es von hier aus zusammen betrachteten.“

Darauf führte sie ihn an die Brüstung, von der aus man auf die Stadt hinabsieht. Die Nachmittagssonne sank allmählich tiefer, immer bedeutender wurden die Schatten, welche die größeren Gebäude warfen, immer milder und traumhafter die bläulichen und gelblichrothen Farbentöne.

„Wer weiß, ob Michelangelo nicht an dieser Stelle, neben Vittoria auf Rom hinausblickend, zuerst im Geist die Peterskuppel schuf — ob nicht manches seiner glühenden Gedichte entstand, während er hier von Vittoria träumte.“ Sie lehnte sich bei den Worten an die steinerne Mauer, ein Windzug spielte mit der Feder auf ihrem Hut, während sie ihr Gesicht in die beiden aufgestützten Hände legte. Ihr edles Profil hob sich, rein und tadellos wie das einer griechischen Statue, von dem blauen Lufthintergrunde ab, Marx dachte, eine vollkommenere Schönheit als diese könne es nicht auf Erden geben.

„Der glückliche Michelangelo —“ sagte er halblaut.

„Ich weiß nicht, ob er wirklich so glücklich war —“

„O doch; er fühlte die Kraft in sich, etwas Großes zu leisten, etwas Ewiges, darum durfte er den Muth haben, sein Auge zu der herrlichsten Frau, die er kannte, zu erheben —"

„Sind Sie neidisch?"

„Ja, wenigstens insofern, als ich hier täglich mehr zum Bewußtsein komme, wie es die Aufgabe des Mannes ist, etwas Bedeutendes zu erstreben, zu erreichen, wie Tausende diese Aufgabe auch in einer Weise erfüllt haben, daß wir staunen müssen! Es ist so kläglich, so unwürdig, wenn wir nur dem flüchtigen Augenblick genügen, überall giebt es hohe, ewige Ziele zu verfolgen, das wissen und dabei seine eigene Winzigkeit erkennen, das ist furchtbar."

Für Ritas Ohr war dies eine neue unbekannte Sprache. In ihrer Umgebung nur an die Auffassung gewöhnt, in dem mühelosesten Genuß den einzigen Lebenszweck zu erkennen, horchte sie überrascht.

„Ich kann Ihre Stimmung begreifen. In anderer Weise kam sie mir erst beim Lesen der Gedichte. Die Tiefe und Gewalt der Leidenschaft in denselben erzeugte Verzweiflung und Trauer in mir. So geliebt zu werden und zu lieben, dachte ich — aber sind die Menschen unsrer Zeit, sind *wir* solcher Kraft und Gluth noch fähig?"

„*Lieben* können wir gewiß mit derselben Kraft," antwortete er gedämpft. „Wenigstens glaube ich, daß wenn mich einmal eine große Leidenschaft erfaßte, sie mich ebenso durchdringen würde, wie jene, die ihre Gefühle in unsterbliche Lieder zu fassen wußten, aber schaffen, wirken? Neulich auf dem Capitol sah ich zum ersten Mal die

Büsten des Scipio Africanus, Cesar's, Alexander's und studirte dann lange im Conservatorenpalast die Büsten der großen Meister, von Giotto an. So zermalmt ging ich durch ihre langen Reihen. Alle ihre Werke fangen jetzt an mich zu erdrücken, je länger ich hier bin, je beschämter komme ich aus den Gallerien nach Hause. Wie viel haben jene, oft schon in jungen Jahren, gethan, und ich?"

„Sie fochten im Kriege gegen Frankreich mit und halfen den Feind Ihres Vaterlandes schlagen, war das Nichts?"

Er zuckte die Achseln.

„Die Umstände rissen mich mit sich fort. Tausend gehorsame Bauernknechte, die für gewöhnlich stumpf hinter ihrem Pfluge herziehen, haben ebenso tapfer gekämpft."

„Gleichviel, Sie haben doch schon Ihr Leben für eine große Sache eingesetzt und opfern Sie jetzt nicht Ihre ganze Kraft einer Arbeit, die von weittragender Bedeutung werden kann, wenn sie gelingt?"

„Wenn sie gelingt!" Er seufzte. „Noch bin ich unzufrieden und weiß nicht, ob meine Kraft zu dieser Darstellung ausreicht. Die Aufgabe bietet besondere Schwierigkeiten, und wenn mir hier auch die Ideen zuströmen, so bleibt die Ausführung bis jetzt noch weit hinter dem Bilde meiner Phantasie zurück. Es ist mein heißester Wunsch, in meinem Gemälde ein Stück echt römischer Culturgeschichte zu entrollen, so wahr, so treu, daß die Leute, wenn sie jene Scene der Vergangenheit

betrachten, unwillkürlich daran gemahnt werden, wie jene nur ein Gleichniß bietet für die Gegenwart."

„Und weshalb hat gerade das verkommene kirchliche Leben hier Ihr Hauptinteresse?" fragte sie befremdet.

„Weil ich es so traurig, so unsäglich traurig finde, daß Hunderttausende sich dieser Kirche noch beugen, ohne zu ahnen, welch' anderer, erfrischenderer Geist in unserer weht. Nie ist mir so erschütternd zum Bewußtsein gekommen, was wir Luther danken, als hier, wenn ich mich beim Arbeiten mit meinen Modellen, die aus allen Ständen zu mir kommen, unterhalte und dabei erfahre, wie tief der religiöse und sittliche Verfall hier eingerissen ist. Von ganzem Herzen Protestant, kann ich bei diesen Zuständen nicht gleichgiltig bleiben."

Marx hielt inne. Die Knaben spielten noch auf dem Reisighaufen; bitter lachend zeigte er hin, wie sie ihre Burg zu nehmen suchten: „So machte ich es als Junge auch. Immer spielte ich Kampf und erobern und stürmen. Sie können mich gerne schelten, daß ich jetzt noch ebenso bin, schließlich sind es jetzt auch nur Phantasien eines erwachsenen Kindes, die mich beschäftigen — Seifenblasen, nicht wahr?"

Noch immer stützte Rita den Kopf auf die Galerie, aber sie hatte ihn Marx zugewendet und blickte ihn mit großen, glänzenden Augen an. Wie auf etwas Unbegreifliches, Wunderbares horchte sie seiner Sprache, und weil das Neue sie immer anzog, gefiel ihr seine Gesinnung diesen Augenblick, obgleich sie innerlich lächelte:

„Deutscher Idealist, immer möchte er Anderen Etwas sein, am liebsten sich einer großen Aufgabe ganz hingeben, wie unpraktisch — auf diese Weise wird er nie etwas von seinem Leben haben —“

Ihr verschlossenes Gesicht konnte Marx nicht verrathen, was in ihr vorging, aber daß sie ihn eigentlich gar nicht verstand und nur als einen interessanten Sonderling auffaßte, ahnte er nicht, denn weltklug legte sie ihm mit einer gewissen verrätherischen Heftigkeit, deren Wirkung sie sehr wohl zu berechnen wußte, die weiße Hand auf den Arm:

„Sie werden noch eines Tages Alles erreichen, was Sie sich jetzt wünschen!“

Und warum glauben Sie das?

„Weil man Alles kann, was man will, wenn man nur Muth und Energie genug hat, und das haben Sie.“

„Ob ich mir auch Ruhm und Liebesglück erobern werde?“

„Unbescheidener Mensch! Sie verlangen auch zu viel vom Leben!“ Und um sich dem verfänglichen Gespräch zu entziehen, verließ sie die Brüstung und wandte sich den Bäumen zu.

„Ist meine Forderung an das Leben wirklich so keck?“ fragte er, indem er ihr folgte.

„Nein.“ Sie zeigte auf einen alten Lorbeerbaum und brach einen Zweig davon.

„Lorbeer haben Sie ja bereits verdient. Nehmen Sie diesen Zweig, als Andenken an die Vergangenheit und als gutes Omen für die Zukunft.“

„Und wie ist es mit dem Glück?“ forschte er weiter.

Sie erröthete. „Wer wagt, gewinnt, und wer sich erst den Ruhm errungen hat, der wird auch um das Glück des Herzens werben dürfen.“

Freudig blitzte sein Auge auf, während sie scheu von ihm floh, unter dem Vorwand, sich aus dem wildverwachsenen Buschwerk einige herbstlich bunt gefärbte Blätter und schwarzgrüne Cypressenzweige holen zu wollen.

Marx suchte ihr durch das Gestrüpp nachzudringen und streifte dabei achtlos Lucky, welche sich unter einen Myrthenstrauch geworfen hatte. Seit sie Marx und Ritas Gespräch oben auf der Terrasse beobachtet, mochte sie nicht mehr spielen und war ihren Kameraden schmollend davongelaufen.

Als er ahnungslos mit seinem Fuß ihr Kleid berührte, zuckte sie zusammen. Er sah nicht einmal, wie verlassen sie hier lag. Trostlos starrte sie auf den grauen Delphin mit seinem gewundenen Schwanz.

„Ach, ich erlebe auch gar nichts,“ stöhnte sie. „Da bin ich hier in Villa Colonna, wo mir Alles wie nach einem alten Märchen aussieht, aber der Prinz fehlt! Wenn ich doch erst so groß wie Tante Rita wäre!“

Zwei dicke Thränen rollten von ihren Wangen in das Moos, in das sie ihr heißes Gesicht drückte.

„O, wie ich diesen scheußlichen Maler hasse! — — Tag und Nacht denke ich an ihn — — Mr. Low sagt, er wäre eine selten ritterliche Erscheinung!! — Tante Ritas Ritter!“ Das Kind lachte voll Eifersucht und Aerger. Dann schloß sie halb die Wimpern. Gar zu

gern mochte sie hier träumen. Am Rande der alten Treppe vor ihr standen lauter geschwärzte Marmorbüsten, diese konnte sie nicht genug betrachten. Da war eine Römerin mit sechs Reihen steifer Locken um die Stirn; „ach, wie pedantisch die wohl gewesen ist!“ Sie gähnte. „Aber die andere mit der kühn aufgebäumten Frisur und den beiden Schmachtlocken. Die konnte gewiß Tollheiten treiben,“ und Lucky lachte vergnügt. „Auch einen sanften Mann in der Toga gab es da, mit abgestoßener Nase, weshalb er noch harmloser aussah, und eine zärtliche Jungfrau mit sinnendem Blick.“

„Wie die sich wohl betragen würde, wenn sie an meiner Stelle wäre?“ und nun wirbelten durch Luckys kleines Köpfchen alle möglichen Gestalten der römischen Geschichte, an deren Namen sich ein leiser Schauer knüpfte, Cesare Borgia, Lucrezia, Beatrice Cenci — die hatten doch etwas erlebt! „Ach, in San Francisco war es nicht so einförmig gewesen, wie hier. Da hatte man alle Tage etwas Neues und Aufregendes gehört, von Explosionen, von Vergiftung, von Mord und Todtschlag.“

Währenddeß kamen Marx und Rita den Weg zurück. Es sollte sie nicht kümmern. Trotzig blieb sie liegen, jene konnten ausweichen.

„Lucky, steh' auf!“ ertönte Ritas Stimme schneidend.

Natürlich rührte sie sich nicht.

„Schäme Dich!“ und entschlossen stieß Rita das Kind zur Seite und schritt spöttisch lachend weiter.

„Ein zügelloses Geschöpf!“ bemerkte sie.

„Ja, wenigstens ein kleiner Botokude,“ scherzte er

„Nein, ein wirkliches Teufelchen!“

Sie waren vorüber.

Lucky wälzte sich auf dem Moos und vergrub das Gesicht in die Hände. Sie hatte jedes Wort gehört und wie sie fühlte: hören sollen.

„Ein Teufelchen“ wiederholte sie mehrere Male. Wirklich? Sonst hatte sie diesen Namen, den ihre Spielgefährten ihr oftmals gaben, nur als Schmeichelei betrachtet, denn sie fand die Teufel in allen Märchen immer viel interessanter als die Engel, aber heute machte der Name sie wild und wüthend.

Zähneknirschend rollte sie sich unter der Myrthe zusammen und kauerte ganz still. Lange Zeit.

Wie ausgestorben lag der alte graue Palazzo ihr gegenüber und schaute auf sie. Da war die Thür, die in den Prachtsaal führte, wo sie so gerne auf den Marmorstufen neben der großen Bombe saß. Es war ihr, als ob alle die Ahnenbilder der Colonna's, die sie dort so liebte, auf sie niedersähen und sie fragten, ob sie denn gar keine Abwechselung, keine Würze in das Einerlei ihres Lebens zu bringen wisse.

„Wenn sie doch einmal eine rechte Tragödie erlebte, so eine, von denen man immer las“ — während sie in dieser Weise grübelte, erschien Miß Mary, um sie auf Ritas Befehl zu holen.

Wie ein Blitz durchfuhr es ihre Seele. Sie konnte die Engländerin, die immer zu ängstlich war, fest gegen sie aufzutreten, nicht leiden. Wenn sie ihr einen Possen

spielen könnte? Der einen und Rita einen und Marx einen?

„O das Leben ist wundervoll!" kreischte sie muthwillig, sprang auf, ließ der armen Miß, welche nach ihr greifen wollte, nur den hellen Mantel in der Hand und schlüpfte unter demselben weg, sturmwindähnlich zu den Knaben zurücksausend, die oben vor dem Gärtnerhäuschen spielten.

Marx und Rita erwarteten sie dort. Letztere zeigte Marx den Blick durch eine offene Thür. Er sah vor sich eine unergründliche Tiefe, wo dunkle Höhlen aus Backsteinfelsen ihm entgegengähnten. Hinter unregelmäßig ausgebrochenen Fensterlöchern schimmerten Rom und die blauen Berge.

„Was sind das für Ruinen?" fragte er.

„Das waren einst die Bäder Constantins," antwortete sie. „Lucky nennt sie ihr Räuberschloß."

„Einen solchen Park zum Spielplatz, das lasse ich mir gefallen," neckte er das Kind. „Da ist es kein Wunder, wenn Du ein bischen wundersam geworden. Zwischen lauter Ruinen und Marmorbildern mußte ja ein Dichter aus Dir werden. Sage, was hast Du denn erst gedichtet, als Du so malerisch in der Wildniß lagst?"

„Daß ich Ihnen meinen Haß beweisen möchte!" stieß sie gereizt heraus und warf ihm einen diabolisch sprühenden Blick voll Trotz und wilder Gluth zu.

„Lucky möchte die Medusa spielen," höhnte Rita, worauf Lucky ihnen schroff den Rücken wandte.

„Wenn sie hier in Villa Colonna gespielt hat, ist sie immer wie toll.“

„Das thut der verwunschene Garten. Glauben Sie mir, der erhitzt ihre Phantasie.“

„Nun, wenn dem so ist, so kann die Tollheit bald ein Ende nehmen. Marc Antonio Colonnas Hochzeit steht bevor und darum soll der Park in den nächsten Tagen modernisirt werden. Schon morgen fängt der Gärtner an mit der wildwuchernden Romantik hier aufzuräumen.“

„So sehe ich also dieses Märchen niemals wieder?“

„Niemals.“

„Nun, da muß ich versuchen, es für immer im Gedächtniß festzuhalten.“

Rita lächelte schelmisch.

„Fürchten Sie, daß Sie es sonst so bald vergessen hätten?“

Statt aller Antwort zog er ihre Hand an seine Lippen.

Ende des ersten Bandes.

Im römischen Palast

Bd.: 1.

1893